



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Zwischen Mythos und Propaganda.
Jüdische Kriegserzählungen aus Galizien“

verfasst von / submitted by

Manfred Niederdorfer

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2017 / Vienna, 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 333 313

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Deutsch
UF Geschichte, Sozialkunde,
Politische Bildung

Betreut von / Supervisor:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Johann Sonnleitner

Danksagung

An vorderster Stelle gilt mein Dank Herrn Prof. Johann Sonnleitner und seiner angenehmen Betreuung. Vorbehaltlos nahm er sich meines Themas an und ermöglichte es mir damit, zu meinem großen Interesse Galizien zu arbeiten. Die Gespräche mit ihm, die sich nicht nur auf die Arbeit alleine beschränkten, werde ich ihn guter Erinnerung behalten.

Herrn Prof. Alois Woldan des Instituts für Slawistik in Wien verdanke ich wesentliche Anregungen zum Thema. In einer Vorlesung zu Galizien im Ersten Weltkrieg machte er mich mit Autoren und Narrative bekannt, auf die ich in dieser Diplomarbeit dankend zurückgegriffen habe.

Ohne meinen Gymnasiallehrer Josef Schraffl hätte ich diesen Bildungsweg wahrscheinlich nicht eingeschlagen. Während der Oberstufe begeisterte er mich für die Fächer Deutsch und Geschichte gleichermaßen und war mir dementsprechend ein großes Vorbild.

Zu guter Letzt danke ich meinen Eltern, die mir diese Ausbildung ermöglicht haben. Sie unterstützten mich nach Herzenskräften und ermutigten mich, wenn die Leichtigkeit zwischendurch verloren ging.

Inhalt

1. Einleitung	6
2. Der Mythos Galizien	7
3. Historischer Kontext	10
3.1. Die Polen Galiziens	10
3.2. Die Ruthenen Galiziens	12
3.3. Die Russophilie in Galizien	17
3.4. Die Juden Galiziens	20
4. Der Erste Weltkrieg und die Literatur	25
4.1. Der andere Mythos. Galizien als Schutzwall und der Heilige Krieg	25
4.2. Schriftsteller als Propagandisten im Ersten Weltkrieg	30
4.3. Jüdische Kriegserzählungen aus Galizien	36
5. Hermann Blumenthal: „Galizien. Der Wall im Osten“	39
5.1. Einführende Bemerkungen zu Autor und Werk	39
5.2. Der Mythos in „Die Schlacht bei Lemberg“	42
5.3. Propaganda in „Die Schlacht bei Lemberg“	52
5.4. Der Mythos in „Unter russischer Herrschaft“	55
5.5. Propaganda in „Unter russischer Herrschaft“	59
5.6. Abschließende Bemerkungen zu Blumenthals „Galizien. Der Wall im Osten“	60
6. Simon Spund: „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislaw“	61
6.1. Einführende Bemerkungen zu Autor und Werk	61
6.2. Der Mythos in „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislaw“	63
6.3. Propaganda in „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislaw“	76
7. Hermann Sternbach: „Wenn die Schakale feiern“	82
7.1. Einführende Bemerkungen zu Autor und Werk	82
7.2. Der Mythos in „Wenn die Schakale feiern“	86
7.3. Propaganda in „Wenn die Schakale feiern“	98
8. Die zeitgenössische Rezeption der analysierten Werke	100
9. Zusammenfassung	105
10. Literatur	109
10.1. Primärliteratur	109
10.2. Sekundärliteratur	110
10.3. Internetquellen	113
10.04. Zeitgenössische Zeitungsquellen	115

Anhang: Abstract

1. Einleitung

Im Rahmen dieser Diplomarbeit sollen drei heute weitgehend vergessene Texte aus der Versenkung geholt und einer Untersuchung unterzogen werden. Diese sind namentlich Hermann Blumenthals „Galizien. Der Wall im Osten“, Simon Spunds „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislaw. Selbsterlebte Schilderungen“ und Hermann Sternbachs „Wenn die Schakale feiern. Skizzen aus der Russenzeit in Galizien“. Alle drei Werke eint die Thematik des Ersten Weltkriegs, der jüdische Glaube ihrer Autoren und deren Herkunft aus Galizien, dem einstigen Kronland im Osten der Habsburgermonarchie.

Wenn von Galizien die Rede ist, fällt häufig der Begriff des Mythos. Besonders die Literatur dieses Raumes begründet dessen Verklärung. Dementsprechend ist das nächste Kapitel dieser Arbeit diesem Phänomen gewidmet. Darin wird das aktuelle Interesse an Galizien veranschaulicht, der Begriff der Galizienliteratur erörtert und der spezifische Mythos dieses Gebiets definiert.

Das dritte Kapitel nimmt sich zur Aufgabe, Galizien historisch zu kontextualisieren und dadurch den Mythos zur Disposition zu stellen. Entsprechende Unterkapitel beleuchten die drei großen Volksgruppen, nämlich Polen, Ruthenen und Juden und zeigen weiters die schwierigen Beziehungen zwischen ihnen auf. Ein Unterkapitel nimmt sich der sogenannten Russophilie an, einer zentralen Problematik bei der Beschäftigung mit Ruthenen. Die Absicht dieses Kapitels ist es, anhand historischer Realitäten den Mythos infrage zu stellen, aber auch die Primärtexte besser einordnen zu können.

Im darauffolgenden Kapitel gilt bereits dem Ersten Weltkrieg das Interesse. Im Angesicht des Krieges wird eine Stilisierung Galiziens besonders relevant, nämlich seine Interpretation als Schutzwall. Diese Instrumentalisierung erörtert das entsprechende Unterkapitel als den anderen Mythos von Galizien. Ausgehend von diesem Topos werden weitere propagandistische Narrative vorgestellt und die Rolle von Schriftstellern für die Propaganda thematisiert. Um das Kapitel abzuschließen, geht die Arbeit der Frage nach jüdischen Kriegserzählungen nach und zeigt Perspektiven der bisherigen Forschung zum Thema auf.

Mit dem fünften Kapitel beginnt die eigentliche Beschäftigung mit dem gewählten Textkorpus, wobei die Vorgehensweise bei jedem der drei Werke ident ist. Ein erstes Unterkapitel stellt den Autor und seinen Text vor. Im zweiten Unterkapitel werden die Volksgruppen Galiziens, analog zum historischen Teil der Arbeit, hinsichtlich ihrer Darstellung und Beziehungen untereinander untersucht. Es wird auch auf die Rezeption der habsburgischen Monarchie und des Kaisers eingegangen. Damit soll die Frage nach dem Mythos beantwortet werden. Das dritte Unterkapitel sucht nach propagandistischen Elementen in den Texten. Die zentrale Fragestellung der

Diplomarbeit ist, wie stark sowohl das mythische als auch das propagandistische Element in den drei Werken ausgeprägt ist.

Das letzte Kapitel untersucht die zeitgenössische Rezeption mit dem Interesse, inwiefern die Bücher in ihrer literarischen beziehungsweise propagandistischen Dimension wahrgenommen wurden.

Die abschließende Zusammenfassung trägt die wichtigsten Erkenntnisse noch einmal zusammen und beantwortet die Frage nach dem Stellenwert jüdischer Kriegserzählungen zwischen dem Mythos- und Propagandadiskurs.

2. Der Mythos Galizien

Sucht man im Internet nach dem Stichwort „Mythos Galizien“ im Zeitraum vom Jahr 2010 bis heute, so ist nicht die Menge an Treffern überraschend, dafür aber die Quellen. Denn die Links führen nämlich auffallend häufig zu den Internetpräsenzen renommierter Tageszeitungen im In- sowie Ausland. Der „Kurier“ beispielsweise stellt Galizien als „Europas wilder, gebeutelter Osten“ vor, während der deutsche „Tagesspiegel“ von einer „Traumrepublik Galizien“ spricht.¹ Das Reportagemagazin „GEO“ begibt sich schließlich sogar auf eine „Reise zum Mittelpunkt Europas“, in der Lemberg als einstiges „kulturelles Zentrum“ eine Destination darstellt.²

Eine derartige Auflistung ließe sich beliebig fortführen, doch bereits diese kleine Auswahl illustriert eines: Das Sprechen über Galizien ist widersprüchlich, irgendwie geheimnisvoll und häufig schwingt noch ein wenig Wehmut und Nostalgie mit. Und die Fülle an Suchtreffern belegt weiter, dass über Galizien in den letzten Jahren sehr viel gesprochen wurde.

Ein Grund für die wachsende Aufmerksamkeit, die der Thematik gewidmet wird, mag im steigenden Interesse an der Ukraine überhaupt liegen, nachdem sie bis zur „Orangen Revolution“ im Jahr 2004 von vielen Menschen in Westeuropa als „terra incognita“ kaum wahrgenommen wurde.³ Eine weitere Ursache findet sich in der jüngeren ukrainischen Literatur, die sich auch im deutschen Sprachraum einer immer größeren Leserschaft erfreut. Dabei greift beispielsweise Juri Andruchowytsch auch immer wieder auf (das ehemalige) Galizien als Thema oder Schauplatz zurück. Und schließlich befasste sich auch der

¹ Vgl. Huber, Michael: "Mythos Galizien". Europas wilder, gebeutelter Osten, in: <https://kurier.at/kultur/mythos-galizien-europas-wilder-gebeutelter-osten/121.481.627> und Sznajder, Natan: Traumrepublik Galizien. Die Ukraine und ihre Vergangenheit, in: <http://www.tagesspiegel.de/politik/die-ukraine-und-ihre-vergangenheit-traumrepublik-galizien/14561254.html>

² Vgl. Lessing, Lukas: Galizien. Reise zum Mittelpunkt Europas, in: <http://www.geo.de/reisen/reiseziele/8690-rtkl-galizien-reise-zum-mittelpunkt-europas>

³ Vgl. Jobst, Kerstin Susanne: Geschichte der Ukraine, Stuttgart 2010, S. 7f.

akademische Betrieb verstärkt mit Galizien, wobei der Universitätsstandort Wien mit Sicherheit besonders hervorzuheben ist. Hier wurde sogar eigens ein Doktorratskolleg ins Leben gerufen, welches es sich zur Aufgabe machte, Galizien interdisziplinär zu erschließen.⁴ Einen Höhepunkt hinsichtlich der Beschäftigung mit Galizien markierte eine Ausstellung des Wien Museums im Jahr 2015. Der Name lautete bedeutungsschwer „Mythos Galizien“.⁵

Damit ist allerdings lediglich erklärt, warum sich das Thema Galizien in den letzten Jahren einer gewissen Popularität erfreuen konnte. Seinen Ursprung findet der Mythos oder die Mythisierung Galiziens aber viel früher und maßgeblich daran beteiligt war die Literatur.

Die Gesellschaft Galiziens war geprägt durch ihre Multiethnizität.⁶ Ein Umstand, der auch die Literatur dieses Raumes kennzeichnete. Denn Schriftsteller aus Galizien schrieben entweder in Polnisch, in Ukrainisch oder in Deutsch oder bedienten sich mitunter sogar mehreren Sprachen für ihr literarisches Schaffen.⁷ Obwohl die Autoren in unterschiedlichen Sprachen schrieben, teilten sie sich oft ein – für ihren Raum spezifisches – Repertoire an Themen und Motiven.⁸ Damit entzieht sich die Literatur Galiziens eindeutigen Zuschreibungen zu den jeweiligen nationalen Literaturgeschichten. Überzeugender ist es stattdessen von einer „Galizienliteratur“ zu sprechen, wie auch Woldan betont:

„Mit dem Begriff ‚Galizienliteratur‘ wird bewusst auf die ‚literarische Wechselseitigkeit‘ im österreichischen Kronland und danach angespielt, auch im Sinn von Jan Kollár, auf den dieser Begriff zurückgeht – jede der nationalliterarischen Strömungen in Galizien – die polnische, ukrainische, deutsch-österreichische und jüdische – ist im Kontext des gesamten literarischen Lebens zu sehen, zu dem eine jede einzelsprachliche literarische Produktion beiträgt und dieses Ganze bereichert.“⁹

Ein Aspekt dieser Galizienliteratur ist die Mythisierung Galiziens oder auch nur einzelner Facetten, wobei hier mitunter konkurrierende Narrative auftreten können, die in Folge durchaus auch von nationalen Literaturgeschichtsschreibungen vereinnahmt wurden. Beispielhaft sei hier

⁴ Vgl. Homepage des Doktorratskollegs „Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe“, in: <https://dk-galizien.univie.ac.at/home/>

⁵ Vgl. Homepage der Ausstellung „Mythos Galizien“, in: <http://www.wienmuseum.at/de/aktuelle-ausstellungen/ansicht/mythos-galizien.html>

⁶ Vgl. dazu die Ausführungen im nächsten Kapitel dieser Diplomarbeit.

⁷ Zu dieser Thematik, vgl. Woldan, Alois: Mehrsprachigkeit in den Literaturen Galiziens, in: Bachleitner, Norbert u.a. (Hrsg.): Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext. Beiträge zu einer Galizienliteratur, Frankfurt am Main 2015, S. 81-97.

⁸ Dazu zählen beispielsweise die Thematisierung der Erdölfelder in Galizien oder die Legenden um Olexa Dobosch. Vgl. dazu Woldan, Alois: Hermann Blumenthal im Kontext der polnischen und ukrainischen Literatur, in: Bachleitner, Norbert u.a. (Hrsg.): Wechselwirkungen, S. 297-309.

⁹ Woldan, Alois: Vorwort, in: Bachleitner, Norbert u.a. (Hrsg.): Wechselwirkungen, S. 5-6, hier: S. 5.

die Stadt Lemberg genannt.¹⁰ Isaievych erkennt, dass der Mythos von Galizien in der polnischen und ukrainischen Tradition ein anderer ist. Er schreibt, der Galizienmythos fände seinen Ausdruck in der zeitgenössischen polnischen Literatur, nicht aber in der ukrainischen, da Galizien in der Ukraine ein „lebendes, anhaltendes Phänomen“ wäre.¹¹

Alleine im Hinblick auf den erwähnten Andruchowytch würde diese These einer genaueren Analyse bedürfen, aber es kann zumindest festgehalten werden, dass die Rezeption von Galizien in der polnischen und ukrainischen, aber auch der deutschen Literaturgeschichte mitunter eine andere sein kann.

Nachdem besonders die jüdischen Autoren Galiziens in deutscher Sprache schrieben, ist es nicht verwunderlich, wenn in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung der Mythos Galiziens zuvorderst ein jüdischer ist. Kaszyński konstatiert, dass die Literatur aus Galizien – gerade im Westen – als jüdische wahrgenommen wird.¹²

Isaievych schreibt weiter, dass sich die Mehrheit der galizischen Juden durch eine besondere Loyalität zur Habsburgemonarchie auszeichnete, die in ihrem supranationalen Charakter begründet war.¹³ Diese Loyalität äußerte sich etwa in der Verehrung Franz Josephs als gerechten Herrscher.¹⁴ Auch Schuster betont die Rolle der Juden hinsichtlich Galiziens in der deutschsprachigen Literatur und erklärt ihre Bedeutung ähnlich. Nachdem sich die Juden als Volksgruppe Galiziens keinen eigenen Nationalstaat versprechen konnten, identifizierten sie sich stärker mit der übernationalen Monarchie.¹⁵

Der wohl bekannteste jüdische Schriftsteller aus Galizien ist Joseph Roth. Gerade er ist es auch, der zur Mythisierung Galiziens beitrug. Sein Schaffen ist geprägt von verklärenden Reminiszenzen an die Habsburgemonarchie, zum Beispiel in seiner Erzählung „Die Büste des Kaisers“. Sie illustriert anschaulich, wie plakativ mitunter der Charakter des supranationalen Reiches und die Verehrung des Kaisers Eingang in die Literatur fanden und somit den Topos vom Mythos Galizien – zumindest für die deutschsprachige Literatur – begründeten. Schuster meint dazu:

¹⁰ Vgl. dazu Woldan, Alois: Lemberg als Ort der Erinnerung, in: Bachleitner (Hrsg.): Wechselwirkungen, S. 151-169.

¹¹ Vgl. Isaievych, Iaroslav: Galicia and Problems of National Identity, in: Robertson, Ritchie u. Timms, Edward (Hrsg.): The Habsburg Legacy. National Identity in Historical Perspective, Edinburgh 1994, S. 37-45, hier S. 37.

¹² Vgl. Kaszyński, Stefan H.: Österreich und Mitteleuropa. Kritische Seitenblicke auf die neuere österreichische Literatur, Poznań 1995, S. 40.

¹³ Vgl. Isaievych: Galicia., S. 41.

¹⁴ Vgl. a. a. O., S. 43.

¹⁵ Vgl. Schuster, Frank Michael: Das multikulturelle Galizien. Die Entstehung eines Mythos während des Ersten Weltkrieges, in: *Kwartalnik Historii Żydów* 04, 2004, S. 532-545, hier: S. 532f.

„Im Mythos wurde Galizien zum multikulturellen, multiethnischen Archetyp Arkadiens, zum Symbol eines friedlichen, harmonischen Miteinanders vieler Völker, Kulturen und Konfessionen unter dem Schutz des österreichischen Kaisers, zum Symbol des habsburgischen Vielvölkerreiches im Kleinen“.¹⁶

Der Mythos von Galizien baut also grundlegend auf zwei Aspekte auf. Erstens, auf das Habsburgerreich als funktionierendes und friedliches Vielvölkerreich und zweitens, auf den Kaiser, der gerecht und weise seine schützende Hand über diese Utopie hält. Wenn im Zuge dieser Diplomarbeit also der Textkorpus hinsichtlich des Mythos Galizien untersucht wird, liegt diese Definition zugrunde.

Nicht unerwähnt bleiben soll, dass sich der Mythos von Galizien darüber hinaus auch noch aus anderen Facetten zusammensetzt, die aber in unserem Kontext weniger relevant sind. Genannt sei beispielsweise das exotische, fremdartige Element, das Karl Emil Franzos in seinen „Geschichten aus Halb-Asien“ bereits im Titel vorwegnimmt.¹⁷

3. Historischer Kontext

3.1. Die Polen Galiziens

Wie in der Mythos-Definition gezeigt, erscheint Galizien immer wieder als eine Art Habsburgerreich im Kleinen. Mit diesem Vergleich wird auf die Vielfalt an Volksgruppen im Gebiet angespielt.

Die zahlenmäßig größte Gruppe stellten hierbei die Polen. Im Jahr 1910 machten sie in Galizien 58,55 Prozent der Landesbevölkerung aus, was einer absoluten Zahl von 4.672.500 entsprach.¹⁸ Batowski meldet bezüglich dieser Zahl allerdings berechnete Einwände an. Den offiziellen Angaben lag eine Zählung anhand der Umgangssprache zugrunde, wobei das Jiddische als solche nicht berücksichtigt wurde. Die meisten Juden in Galizien gaben dementsprechend das Polnische an. Unter Zuhilfenahme der konfessionellen Statistik errechnet Batowski schließlich eine polnische Bevölkerungszahl von ungefähr 4 Millionen im Jahr 1910.¹⁹ Relativ bedeutet

¹⁶ Vgl. a. a. O., S. 532.

¹⁷ Einen Überblick über die jüdische Literatur Galiziens und ihrer Topoi bietet Kaszyński: Österreich und Mitteleuropa, S. 39-52.

¹⁸ Vgl. Batowski, Henryk: Die Polen, in: Wandruszka, Adam u. Urbanitsch, Peter (Hrsg.): Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Band III. Die Völker des Reiches, 1. Teilband, Wien 1980, S. 522-554, hier: S. 526.

¹⁹ Vgl. a. a. O., S. 526ff.

das nun, dass die Bevölkerung Galiziens zu 50,12 Prozent Polen ausmachten, also nach wie vor die Mehrheit.

Die Gruppe der Polen in Galizien war aber nicht nur zahlenmäßig den Ruthenen und Juden überlegen, sondern genoss auch gewisse Privilegien. Diese Bevorzugung ist besonders vor dem Hintergrund des österreichisch-ungarischen Ausgleichs von 1867 zu erklären. Wien trat in ein „Elitenbündnis“ mit den polnischen Oberschichten, einhergehend mit weiten Zugeständnissen und einer politischen Bevorzugung der Polen im Sejm sowie im Reichsrat.²⁰

Batowski stellt diese privilegierte Stellung ebenfalls fest und veranschaulicht diese anhand einiger Beispiele, wie dem fast zur Gänze polonisiertem Bildungssystem in Galizien oder der Ernennung eines polnischen „Landsmannministers“ im Jahr 1871, ohne solchen in Folge keine cisleithanische Regierung mehr gebildet wurde. Auch mit den Statthalterämtern in Galizien wurden nur Polen betraut und darüber hinaus genoss die adlige Schicht eine günstige Stellung in den Zentralbehörden.²¹ Von all diesen Zugeständnissen an die polnische Volksgruppe Galiziens versprach sich Wien deren Loyalität und überließ das Kronland weitgehend sich selbst.²²

Der Umstand der politischen Hegemonie darf nicht über die Zustände der breiten polnischen Bevölkerung hinwegtäuschen. Batowski hält in seiner Darstellung zu den Polen als Volk der Habsburgermonarchie fest, dass 80 Prozent dieser in der Landwirtschaft tätig waren.²³ Dementsprechend hatte auch das Gros der Polen unter einer Politik zu leiden, von der in erster Linie einige aristokratische Familien profitierten. Diese ausgenommen, bildete Galizien das oft zitierte „Armenhaus“ der Monarchie.

Die Industrie Galiziens war unterentwickelt und die Landwirtschaft defizitär. Letzteres zeigte sich vor allem darin, dass ungefähr ein Viertel des benötigten Getreides importiert werden musste und dass die Erträge der galizischen Landwirtschaft im cisleithanischen Schnitt niedriger ausfielen. Eine Folge dieser Schieflage war eine breite Armut und darüber hinaus häufige Verschuldung der Bauern in Galizien.²⁴

Batowski resümiert dementsprechend richtig, dass die de facto gewährte Autonomie Galiziens einen günstigen Nährboden für das kulturelle Leben der Polen bot, von der ökonomischen Warte aus aber viel verabsäumt wurde. Polnische Oberschichten waren mit Sicherheit

²⁰ Vgl. Jobst, Kerstin S.: Arrangement und Konfrontation. Die „nationale Frage“ in Galizien, in: Purchla, Jacek u. a. (Hrsg.): Mythos Galizien, Wien 2015, S. 147-150, hier: S. 149.

²¹ Vgl. Batowski: Die Polen, S. 531f.

²² Vgl. Jobst: Arrangement und Konfrontation, S. 149.

²³ Vgl. Batowski: Die Polen, S. 540.

²⁴ Vgl. a. a. O., S. 540ff.

Profiteure, die Mehrheit blieb dabei aber auf der Strecke. Dies sollte bis zum Ende der Habsburgermonarchie andauern.²⁵

Wie später noch genauer auseinandergesetzt wird, trug diese Stagnation ein gewaltiges Konfliktpotenzial in sich, welches sich bis zum Zerfall der Monarchie zunehmend Bahn brach.

3.2. Die Ruthenen Galiziens

Die Ukrainer stellten zahlenmäßig die zweitgrößte Gruppe in Galizien. Im Kontext der Habsburgermonarchie ist dabei zumeist von „Ruthenen“ die Rede. Dieser Begriff rührt von der Eigenbezeichnung als „rusyny“ her, der erst im 20. Jahrhundert allmählich durch „Ukrainer“ ersetzt wurde.²⁶

Den prozentualen Anteil, den die Ruthenen in Galizien stellten, betrug für das Jahr 1910 40,2 Prozent, während sie in Ostgalizien eine Mehrheit mit 62 Prozent ausmachten.²⁷ Es nimmt daher nicht wunder, dass die polnische Hegemonie, die auch für den Osten des Kronlandes galt, den Wunsch nach einer Teilung Galiziens nährte. Diese Forderung wurde bereits im Jahr 1848 formuliert, als die Ruthenen im Rahmen des Prager Slavenkongresses erstmals politisch in Erscheinung traten. Dieses Anliegen sollte bis zum Ende der Monarchie ein gemeinsamer Programmpunkt ukrainischer Nationalisten bleiben, der den Interessen der Polen natürlich massiv opponierte, darüber hinaus aber unerfüllt blieb.²⁸

Wie bereits geschildert, zog sich Österreich weitgehend aus Galizien zurück und verabsäumte lange, auf den sich zunehmend radikalierenden Konflikt zwischen Polen und Ruthenen vermittelnd einzuwirken. Einen Höhepunkt erreichte diese Entwicklung, als am 12. April 1908 der galizische Statthalter Andrzej Potocki von einem ruthenischen Studenten erschossen wurde, aus Vergeltung für das Unrecht, das die Ruthenen zu erfahren hätten.²⁹ Erst jetzt konnte Österreich die prekäre Situation in seinem Kronland nicht länger ignorieren und intervenierte. Das Ergebnis zäher Verhandlungen war ein Gesetzkpaket mit Zugeständnissen an die ruthenische Bevölkerung. Ein neues Landtagswahlrecht versprach eine größere politische Partizipation und der Forderung nach einer ukrainischen Universität wurde nachgegeben. Dieser „Galizische Ausgleich“ sollte die nationalen Spannungen im Kronland auf

²⁵ Vgl. a. a. O., S 542f.

²⁶ Vgl. Bihl, Wolfdieter: Die Ruthenen, in: Wandruszka, Adam u. Urbanitsch, Peter (Hrsg.): Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Band III. Die Völker des Reiches, 1. Teilband, Wien 1980, S. 555-584, hier: S. 555.

²⁷ Vgl. a. a. O., S. 560f.

²⁸ Vgl. Jobst: Geschichte der Ukraine, S. 135f.

²⁹ Vgl. a. a. O., S. 138.

diplomatischem Weg lösen. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs verhinderte allerdings seine Bewährungsprobe.³⁰

Der Antagonismus zwischen polnischem und ukrainischem Nationalismus illegitimiert bereits eine Mythisierung Galiziens als friedliche multiethnische Gesellschaft. Die Gräben waren allerdings wesentlich tiefer, und eine derartige Entwicklung seit jeher sozioökonomisch angelegt. Die Ruthenen Galiziens waren in erster Linie ein Volk von Bauern. Noch im Jahr 1900 lebten 94 Prozent von der Land- und Forstwirtschaft, wobei sie hinsichtlich des landwirtschaftlichen Besitzes gegenüber den Polen klar benachteiligt waren.³¹ Der spätere nationale Antagonismus war zuvorderst ein Antagonismus zwischen Adel und Bauern, wie Isaievych konstatiert.³² Wenn man sich nun die bereits dargestellte Situation der Polen in Erinnerung ruft, die ebenfalls vorrangig in der Landwirtschaft tätig waren, überrascht es nicht, dass sich Ruthenen und die polnische Bauernschaft zunächst in Form des Adels einen gemeinsamen Feind teilten.³³

Ein nationales Selbstverständnis spielte für die ruthenischen Bauern Galiziens so lange keine Rolle. Andere Bezugspunkte waren bei der Konstruktion einer eigenen Identität ausschlaggebender. Diese waren lokalen, sozialen und religiösen Ursprungs.³⁴ Die soziale Komponente bildete die Verwurzelung im Bauerntum, die religiöse Komponente ihr Bekenntnis zum griechisch-katholischen Glauben, dem die Mehrheit der Ruthenen anhing.³⁵

Auch die Religion entwickelte sich zunehmend zu einer Bruchlinie zwischen den Ruthenen und den katholischen Polen in Galizien. Der Streit entzündete sich besonders an der Sprache. Während der lateinische Klerus in der ruthenischen Sprache eine Gefahr sah, fürchtete der griechisch-katholische Klerus eine allmähliche Latinisierung seiner Gläubigen.³⁶ In einer Zeitung im Jahr 1849 nahmen griechisch-katholische Geistliche schließlich Stellung zu den vorgegebenen Sorgen der lateinischen Priester und unterstellten ihnen, eine polnisch-nationale Agenda zu verfolgen.³⁷

Religiöse Diskrepanzen wurden so zunehmend in einen nationalen Bezugsrahmen überführt und das griechisch-katholische Glaubensbekenntnis an ein ruthenisches Nationalbewusstsein

³⁰ Vgl. Jobst: Arrangement und Konfrontation, S. 147.

³¹ Vgl. Bihl: Die Ruthenen, S. 563f.

³² Vgl. Isaievich: Galicia and Problems of National Identity, S. 39.

³³ Vgl. a. a. O., S. 38.

³⁴ Struve, Kai: Bauern und ukrainische Nation in der Habsburgermonarchie und im Zarenreich, in: Kappeler, Andreas (Hrsg.): Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung, Köln u.a. 2009, S. 159-174, hier: S. 159

³⁵ Vgl. Bihl: Die Ruthenen, S. 565f.

³⁶ Vgl. Jobst: Geschichte der Ukraine, S. 133 u. Schattkowsky, Ralph u.a.: Kirche und Nation. Westpreußen, Galizien und die Bukowina zwischen Völkerfrühling und Erstem Weltkrieg, Hamburg 2009, S. 189.

³⁷ Vgl. Schattkowsky: Kirche und Nation, S. 189.

gekoppelt, welches im Entstehen begriffen war. Geistliche avancierten zur Speerspitze dieser Entwicklung und waren schließlich auch die treibende Kraft hinter der Gründung des Ruthenischen Hauptrats (*Holovna Rus'ka Rada*) im April 1848, der die erste politische Volksvertretung der Ruthenen darstellte.³⁸ Dem eigenen Stand entsprechend nahmen sich die Forderungen aus, die das Organ im Mai formulierte. Dezidiert politische Forderungen, wie die Gleichstellung der Ruthenen hinsichtlich der Sprache oder der Bildung, wurden religiösen hintangestellt. Zuvorderst ging es dem Ruthenischen Hauptrat um eine Gleichberechtigung der unierten Kirche.³⁹

Der religiöse Konflikt zwischen katholischem und griechisch-katholischem Klerus wurde also zunächst nationalisiert, ehe dann die politischen Volksvertretungen ihrerseits wiederum als klerikales Sprachrohr in Erscheinung traten. Die einfache bäuerliche Bevölkerung schien diese Entwicklung zunächst wenig erfasst zu haben. Im Jahr 1848 äußerte sich ein unierte Priester noch dahingehend, dass es einem einfachen Gläubigen einerlei sei, welchem Ritus ein Gottesdienst unterläge. Er „geht in die Kirche dort, wo es [er] eine christliche Rede hört“.⁴⁰

Die ruthenische nationale Bewegung verfügte so zwar bereits über eine (klerikale) Intelligenzija, aber ihr fehlte es an einer breiten Basis innerhalb der ruthenischen Bevölkerung. Die bäuerliche Masse, aus welcher sich ein ruthenischer Nationalismus zwangsweise rekrutieren musste, hatte wegen ihrer marginalisierten Lebensumstände aber mit Sicherheit akutere Probleme als theologische Debatten. Auch Struve merkt deshalb an, dass „Initiativen der Intelligenz nur dann nachhaltigen Erfolg hatten, wenn sie bäuerliche soziale und ökonomische Interessen repräsentierten und eine aktive Partizipation der Bauern an den politischen Prozessen ermöglichten.“⁴¹ Struve konstatiert weiter eine unterschiedliche Wahrnehmung der politischen Volksvertretung zwischen Ruthenen und Polen. Die polnische Landbevölkerung versprach sich nichts von ihren politischen Repräsentanten, während die ruthenische erwartete, dass sie sich für ihre Anliegen stark machten.⁴²

Das nationale Programm der Ruthenen konnte dementsprechend nur erfolgreich sein, wenn es soziale Emanzipation versprach. Das bedeutet schließlich auch, dass die Nationalisierung der Massen einen Katalysator in der spezifischen sozioökonomischen Situation in Galizien hatte. Ein Phänomen, welches in den späteren Ausführungen zu den Juden noch einmal auseinanderzusetzen sein wird.

³⁸ Vgl. Struve: Bauern und die ukrainische Nation, S. 161.

³⁹ Vgl. Schattkowsky: Kirche und Nation, S. 187.

⁴⁰ Vgl. a. a. O., S. 188.

⁴¹ Struve: Bauern und die ukrainische Nation, S. 160.

⁴² Vgl. a. a. O., S. 161f.

Neben dem Klerus als intellektuelle Schicht der Ruthenen entwickelte sich auch eine säkulare. Sie war das Produkt einer sich differenzierenden Gesellschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nachdem sich die bäuerliche Bevölkerung zu organisieren begonnen hatte. Sie gründete Genossenschaften und Bauernbanken und ermöglichte dadurch Investitionen in die Landwirtschaft. Hier muss auch auf die starke Emigration von Ruthenen hingewiesen werden, die dann mit Geldüberweisungen eine solche Entwicklung positiv beeinflussten.⁴³

Die Entfaltungsmöglichkeiten einer ruthenischen Intelligenzija waren trotz der politischen Vormachtstellung der Polen in Galizien verfassungsmäßig verbrieft. Es war die vergleichsweise liberale Gesetzgebung für die cisleithanischen Gebiete, die als so genannte „Dezemberverfassung“ 1867 in Kraft trat und im „Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger“ unter anderem festschrieb, dass „alle Volksstämme des Staates [...] gleichberechtigt [sind], und jeder Volksstamm [...] ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache [hat]“. ⁴⁴

Auf dieser Grundlage konnte sich in Galizien ein ruthenisches Schulwesen etablieren und Zeitungen in ruthenischer Sprache wurden veröffentlicht.⁴⁵ Entsprechende Bildungseinrichtungen und publizistische Organe zählen mit Sicherheit zu den wirksamsten Kanälen, eine noch junge Nationalisierung voranzutreiben. Neben diesen Optionen waren es vor allem Aufklärungsvereine, die die Idee einer ruthenischen Nationalität ins Volk tragen sollten. Hervorzuheben ist besonders der Verein „Prosvita“, der maßgeblich an der Konsolidierung des nationalen Profils der Ruthenen beteiligt war. Die Mitglieder bemühten sich nicht nur um rechtliche Besserstellung, wie etwa im Bildungswesen, sondern leisteten wichtige Basisarbeit. So wurde etwa die (mündliche) Folklore gesammelt oder Broschüren herausgegeben, die über die ruthenische Identität informieren sollten. Diesem Zweck dienten darüber hinaus Leseräume, derer es auch am Land zusehends immer mehr gab. Die Zahl an Mitgliedern in der ruthenischen Bauernschaft wuchs und schärfte das Profil des Vereins, der nunmehr auch die Steigerung des Wohlstands als Aufgabe definierte.⁴⁶

Die Bauern engagierten sich also im wachsendem Ausmaß in zivilgesellschaftlichen Organisationen, betraten aber gleichzeitig auch immer sichtbarer die politische Bühne, etwa bei politischen Versammlungen oder durch Kandidaturen bei Landtagswahlen.⁴⁷

⁴³ Vgl. Bihl: Die Ruthenen, S. 564. Zur Emigration siehe: a. a. O., S. 561f.

⁴⁴ Das entsprechend Staatsgrundgesetz ist beispielsweise hier einsehbar:
<https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000006>

⁴⁵ Vgl. Bihl: Die Ruthenen, S. 573-579.

⁴⁶ Vgl. Artikel „Prosvita“, in: Encyclopedia of Ukraine,
<http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CP%5CR%5CProsvita.htm>

⁴⁷ Vgl. Struve: Bauern und die ukrainische Nation, S. 164.

Die Nationalisierung der Ruthenen war zusammenfassend auch ein Projekt zur Abgrenzung von den dominanten Polen in Galizien. Die Bruchlinien im Glauben und der sozialen Stellung wurden zusehends ethnisiert und bedingten den Erfolg bei der Durchsetzung eines nationalen Selbstbewusstseins. Die Bauern wurden von der nationalen Idee dadurch erfasst, dass ihnen eine Besserung ihrer prekären Lage versprochen wurde. Die Erfolgsgeschichte, die der Entwicklung eines ruthenischen Nationalismus in Galizien beschieden war, rechtfertigt die häufige Bezeichnung Galiziens als „Piemont der Ukraine“ durchaus.

Daneben entwickelte sich aber auch das polnische Nationalbewusstsein im Verlauf des 19. Jahrhunderts kontinuierlich, sodass schließlich zwei „moderne Nationen“ um Galizien konkurrierten. Kennzeichnend für diese ist ein kollektives Bewusstsein, welches sich auf die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Nationalität beruft, bei gleichzeitiger Überwindung sozialer Unterschiede.⁴⁸ Jobst bedient sich eines treffenden Bildes, wenn sie von Galizien als eine „Schule der Nation für Polen und Ukrainer“ schreibt. „Eine Schule allerdings, in der ein und dasselbe Klassenzimmer von zwei Schulklassen beansprucht wurde“.⁴⁹

Spannungen liegen in einem solchen Szenario auf der Hand, besonders wenn eine Klasse lange Zeit durch die Lehrperson bevorzugt wird, um in der Metapher zu bleiben. Missgunst wäre eine zu erwartende Reaktion auf die erfahrene Ungerechtigkeit. Und dementsprechend bewertet Bihl das Verhältnis zwischen Polen und Ruthenen in Galizien als „ein feindseliges, ja hasserfülltes, hervorgerufen durch nationale, kulturelle, soziale, konfessionelle und wirtschaftliche Gegensätze.“⁵⁰

Die erwähnte Ermordung des Statthalters Potocki bildete einen Höhepunkt in der Radikalisierung entlang nationaler Grenzziehungen in Galizien. Jedoch lediglich einen vorläufigen, denn mit dem Ende des Ersten Weltkrieges brachen blutige Kämpfe um die Hoheit in Galizien aus, die die Polen schließlich für sich entscheiden konnten. Zwischen die Fronten gerieten hierbei besonders auch die Juden Galiziens. Die Gewalt zwischen Polen und Ukrainern begleitete ein Pogrom gegen Juden.⁵¹

⁴⁸ Vgl. Jobst: Arrangement und Konfrontation, S. 148.

⁴⁹ Jobst: Geschichte der Ukraine, S. 146.

⁵⁰ Bihl: Die Ruthenen, S. 584.

⁵¹ Vgl. Jobst: Arrangement und Konfrontation, S. 150.

3.3. Die Russophilie in Galizien

Die ruthenische Bewegung war also maßgeblich von der Opposition zum polnischen Nationalismus bestimmt. Dieser dominante Kontrahent wird mitunter sogar als eine Ursache dafür aufgeführt, warum sich der Nationalismus unter den Ruthenen in Galizien relativ gut entwickelte.⁵² Relativ meint hier im Hinblick auf die Ruthenen (beziehungsweise Ukrainer) andernorts, namentlich in der Bukowina, Transkarpatien und im zaristischen Russland.

Diese Opposition äußerte sich in mehreren Dimensionen, wie dem Glauben und den sozioökonomischen Umständen. Sie festigte ein kollektives Bewusstsein unter den Ruthenen, mit dem vorrangigen Merkmal der Andersartigkeit gegenüber den Polen. Hinsichtlich weiterer Charakteristika der ruthenischen Identität taten sich aber Kontroversen auf, die mit dem Begriff der Russophilie verbunden sind. Der Begriff nimmt dabei bereits vorweg, an welchem Punkt sich der Richtungsstreit entzündete. Nämlich an der Frage, ob sich die Ruthenen am Russentum orientieren sollten oder an einem eigenen – ukrainischen – Volkstum.⁵³

Erstere Stoßrichtung entwickelte sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts unter der Führung griechisch-katholischer Geistlicher und verstand das ruthenische Volk als Teil des russischen. Zunächst wurden primär kulturelle Anliegen und Gemeinsamkeiten betont, wie etwa in der Forderung nach dem Kirchenslawischen oder Russischen als Literatursprache.⁵⁴ Jobst charakterisiert die Bewegung dementsprechend als „kulturrussisch“.⁵⁵ Der explizite Hinweis auf die Kultur ist nicht unwesentlich, denn tatsächlich stand die Bewegung nicht unbedingt in Opposition zu Österreich, sondern verhielt sich im Gegenteil durchaus loyal.⁵⁶ Ein (vermeintliches) Paradoxon, welches sich auch in der Definition Wendlands niederschlägt, die mit ihrer Monographie zum Thema den wichtigsten Beitrag in deutscher Sprache lieferte. Ihrer Hypothese folgend war Russophilie

„[...] ein von galizischen Ukrainern unter dem Eindruck polnischer Dominanz formuliertes ideologisches Programm, das die Propagierung einer kulturellen Gemeinschaft von Ukrainern („Kleinrussen“ beiderseits der Grenze) und Russen mit konservativen politischen Aussagen verband. Russophil war, wer Verbindungen mit der russischen Kultur und mit dem Russischen Reich als förderlich für die nationale Emanzipation der galizischen Ukrainer ansah. Der Unterschied zwischen

⁵² Vgl. Isaevich: Galicia and Problems of National Identity, S. 40.

⁵³ Vgl. Bihl: Die Ruthenen, S. 579

⁵⁴ Vgl. ebd.

⁵⁵ Vgl. Jobst: Geschichte der Ukraine, S. 141

⁵⁶ Vgl. ebd.

„radikalrussophilen“ und „altruthenischen“ Aktivisten liegt bei dieser Definition im Grad der Politisierung [...]“⁵⁷

Die grundsätzliche Loyalität der Ruthenen gegenüber Österreich gründete im Glauben an einen gerechten Kaiser, der sich gegen die Unterdrückung durch die polnischen Oberschichten stark machen würde, wenn er davon erführe. Dieser naive Glaube findet seinen Ursprung in der Anfangszeit des habsburgischen Galiziens. Die Ruthenen behielten die Regentschaft Maria Theresias und Josephs II. in guter Erinnerung, nachdem sie die Lage der Bauern durch Reformen durchaus verbessert hatten.⁵⁸ Diese Politik, die die Ruthenen scheinbar auf einen ausgeprägten Gerechtigkeitssinn zurückführten, verfolgte jedoch eine konkrete Strategie zur Festigung der Herrschaft in Galizien. Jobst spricht von einer Politik gemäß „divide et impera“, in welcher die Ruthenen auf Kosten der dominanten Polen gestärkt werden sollten.⁵⁹

Wie bereits dargestellt wurde, war es in Folge auch die Zentralmacht in Wien, die den Ruthenen eine kulturelle Verwirklichung und auch eine gewisse soziale Mobilität ermöglichte. Wendland resümiert dementsprechend, dass es trotz Meinungsverschiedenheit innerhalb der ruthenischen Bevölkerung zumindest eine Haltung der Dankbarkeit gegenüber Österreich als einendes Element gab.⁶⁰

Es war dies allerdings eine Dankbarkeit und Erwartungshaltung gegenüber Österreich, die immer wieder enttäuscht wurde. Anstatt der konservativen ruthenischen wurden kontinuierlich die polnischen Eliten bevorzugt. Diese Haltung Österreichs diskreditierte zusehends den Glauben in die Monarchie und mündete in einer Umorientierung zugunsten Russlands.⁶¹ Dieser Wandel nahm sich nunmehr explizit politisch aus und brachte eine Russophilie im engerem Sinn hervor, die letztendlich auch eine politische Vereinigung mit Russland anstrebte.⁶²

Das Gegengewicht bildeten die sogenannten „Jungruthenen“ oder „Populisten“. Sie setzten sich für die Volkssprache als Schrift- Literatur- und Bildungssprache ein und bekannten sich zu einer ukrainischen Nation, zu der genauso die „Kleinrussen“ jenseits der Grenze zu Russland gehörten. Vertreten wurde diese Bewegung zunächst durch Studenten, Lehrer und junge Geistliche, die mithilfe von Journalen nationale Aufklärung betrieben.⁶³

⁵⁷ Wendland, Anna Veronika: Die Russophilen in Galizien. Ukrainische Konservative zwischen Österreich und Russland 1848-1915, S. 27.

⁵⁸ Vgl. a. a. O., S. 32.

⁵⁹ Vgl. Jobst: Arrangement und Konfrontation, S. 149.

⁶⁰ Vgl. Wendland: Die Russophilen in Galizien, S. 34.

⁶¹ Vgl. a. a. O., S. 132.

⁶² Vgl. Artikel „Russophiles“, in: Encyclopedia of Ukraine, in:

<http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CR%5CU%5CRussophiles.htm>

⁶³ Vgl. Bihl: Die Ruthenen, S. 581 u. Artikel „Western Ukrainian Populism“, in: Encyclopedia of Ukraine, in: <http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CP%5CO%5CPopulismWesternUkrainia.htm>

Wie bereits oben ausgeführt, ermöglichte die österreichische Verfassung von 1867 dem kulturellen ruthenischen Leben einen Aufwind, den sich die Jungruthenen zunutze machten. Die erwähnte Prosvita-Gesellschaft gründete genau in dieser Tradition und war nicht zuletzt auch deshalb so wichtig, weil es bis in die 1880er Jahre primär die konservativen Kräfte innerhalb des Ruthenentums waren, die die offiziellen Institutionen für sich beanspruchen konnten.⁶⁴

Wendland resümiert hinsichtlich dieses Spannungsfelds, dass sich „alle großen Kontroversen zwischen den beiden Strömungen der ukrainischen Bewegung in Galizien [...] auf diesen Grundsatz zurückführen [lassen]: Orthodoxe Rus'-Zivilisation gegen „europäische“ *Ukrajina*, Etymologie gegen Phonetik, Konservative gegen Demokraten.“⁶⁵

In den 1880ern konnten die Populisten schließlich die Führerschaft in der ruthenischen Bewegung für sich beanspruchen.⁶⁶ Nachdem 1879 der Erfolg des Ruthenischen Hauptrats in den Parlamentswahlen bescheiden ausgefallen war, begannen sich nun die Populisten vermehrt politisch zu betätigen. Ihr Engagement mündete in der Gründung einer politischen Partei, dem Volksrat („*Narodna Rada*“), die zur stärksten ruthenischen Vertretung avancierte. Neben dem Volksrat entstand mit der Ukrainischen Radikalen Partei im Jahr 1890 eine weitere politische Interessensvertretung. Unter Eindruck dieser Entwicklung bestand akuter Handlungsbedarf für die Zentralregierung und die herrschende Schicht in Galizien, der sich in Form von Zugeständnissen an die Ruthenen äußerte. Die ergriffenen Maßnahmen erwiesen sich allerdings als wirkungslos.⁶⁷

Der Volksrat ging schließlich zusammen mit dem rechten Flügel der Radikalen Partei in der Nationalen Demokratischen Partei auf. In den Wahlen 1907 und 1911 konnte sie die Mehrheit der ruthenischen Wähler hinter sich versammeln. Sowohl die Radikale Partei als auch die Russophilen verloren so massiv an Bedeutung in Galizien.⁶⁸

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Altruthenen für ein erstes nationales Erwachen innerhalb der ruthenischen Bevölkerung verantwortlich waren. Sie boten eine Identität an, die an alte kulturelle und religiöse Traditionen angeschlossen und dem einfachen Volk eine Geschichte gab. Diese Geschichte zeichnete sich gleichwohl durch eine Loyalität gegenüber der österreichischen Monarchie aus, die jedoch immer wieder enttäuscht wurde. Eine politische

⁶⁴ Vgl. Bihl: Die Ruthenen, S. 579.

⁶⁵ Wendland: Die Russophilen in Galizien, S. 132.

⁶⁶ Vgl. Bihl: Die Ruthenen, S. 581.

⁶⁷ Vgl. Encyclopedia of Ukraine: Populism.

⁶⁸ Vgl. Artikel „National Democratic Party“, in: Encyclopedia of Ukraine, in: <http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CN%5CA%5CNationalDemocraticparty.htm>

Orientierung an Russland war die Reaktion darauf. Daneben entwickelte sich jedoch auch ein modernes ukrainisches Rollenmodell für die ruthenische Bevölkerung. Die Populisten konnten letztendlich den Grundsatzstreit bezüglich der ruthenischen Identität für sich entscheiden.

3.4. Die Juden Galiziens

Die drittgrößte Bevölkerungsgruppe in Galizien stellten die Juden mit rund 10 Prozent.⁶⁹ Sie machten Galizien damit zum Kronland mit der höchsten jüdischen Population in der gesamten Habsburgermonarchie. Die Juden Galiziens lebten vorrangig in den Städten und repräsentierten in diesen mitunter sogar die Mehrheit. In der Grenzstadt Brody beispielsweise lebten im Jahr 1900 etwa 72,1 Prozent Juden.⁷⁰

Als die Habsburger 1772 Galizien schufen, erbten sie hinsichtlich der gesellschaftlichen Stellung der Juden den Status Quo der nunmehr zerschlagenen polnischen „Rzeczpospolita“. In diesem lebten die Juden in weitgehender Autonomie, beziehungsweise verlief ihre Lebenswirklichkeit – einerseits durch Gesetze und andererseits durch ihre Bräuche und Sitten getrennt – neben dem Rest der Bevölkerung.⁷¹

Während der Regentschaft Maria Theresias wurde diese Autonomie durch verschiedene Erlässe sukzessive ausgehöhlt, um jüdische Gemeinden stärker an den Staat zu binden, beziehungsweise diese effektiver kontrollieren zu können.⁷² Ihr Nachfolger Joseph II. verfolgte diese Politik im Sinne des aufgeklärten Absolutismus weiter. Sein vorrangiges Ziel im Bezug auf die Juden Galiziens war ihre Integration, abermals zulasten ihres besonderen politischen Status.⁷³

Heute würde man treffender von einer Assimilation sprechen, die die Reformen forcierten. Gerade die angedachte Integration im kulturellen Bereich macht dies deutlich. Die Juden Galiziens sollten zu Trägern der Germanisierung im Gebiet werden.⁷⁴ Für galizische Juden wurden deutschsprachige Schulen eingerichtet und deutsche Nachnamen vergeben.⁷⁵ Den josephinischen Reformen bescheinigt Wolff durchaus aufklärerische Absichten, aber es nimmt

⁶⁹ Wolff, Larry: Die Juden Galiziens in der politischen Kultur des Habsburgerreichs. Kaiserliche Mythologien und provinzielle Identitäten, in: Purchla, Jacek u. a. (Hrsg.): Mythos Galizien, Wien 2015, S. 83-91, hier: S. 83.

⁷⁰ Vgl. Bihl, Wolfdieter: Die Juden, in: Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Band III. Die Völker des Reiches, 2. Teilband, Wien 1980, S. 880-948, hier: S. 885.

⁷¹ Vgl. Maner, Hans-Christian: Galizien. Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert, München 2007, S. 233f.

⁷² Vgl. a. a. O., S.234ff.

⁷³ Vgl. a. a. O., S. 236ff.

⁷⁴ Vgl. a. a. O., S. 237.

⁷⁵ Vgl. Wolff: Die Juden Galiziens, hier: S. 84.

gleichzeitig nicht wunder, dass sie unter den Juden auch auf Ablehnung stießen und als Verfolgung wahrgenommen wurden.⁷⁶

Jedoch nicht ausschließlich, denn die aufklärerische Stoßrichtung innerhalb des Judentums schätzte die Politik Josephs II. als einen Versuch, die Juden gegenüber ihren christlichen Mitbürgern zu emanzipieren.⁷⁷ In diesem Zusammenhang wird auch erstmals die (vermeintliche) Liebe der galizischen Juden zum Kaiser artikuliert, die zu einem zentralen Element des Mythos Galizien werden sollte.⁷⁸

Ihre völlige Gleichstellung mit ihren christlichen Mitbürgern erfuhren die Juden mit der bereits angesprochenen Verfassung von 1867 unter Kaiser Franz Joseph I.⁷⁹ Unter dessen Regentschaft im Besonderen wurde die Figur des Kaisers in der Hinsicht verklärt, wie sie uns im Mythos begegnet. Nachdem er die Emanzipation der Juden durchgesetzt hatte, versprach seine Jahrzehnte andauernde Herrschaft Kontinuität und Sicherheit. Besonders mit Blick auf die Situation der Juden im zaristischen Russland mit seinen Überfällen und Pogromen erschien die Habsburgermonarchie als Segen und der Kaiser als Schutzherr. Seinem Tod begegneten die Juden mit großer Trauer und Verunsicherung.⁸⁰ Die Verehrung für den Kaiser als Garanten ihrer Rechte teilten sich die Juden mit den Ruthenen, wie bereits geschildert wurde. Beide Volksgruppen konnten sich mithilfe der österreichischen Politik von ihren zuvor determinierten Rollen in der Gesellschaft Galiziens emanzipieren.

Während der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts rückte die Regierung von der beabsichtigten Germanisierung der Juden ab.⁸¹ Wie schon ausgeführt wurde, entließ man in dieser Zeit Galizien in eine Autonomie unter polnischer Hegemonie. Dementsprechend ist auch unter den Juden Galiziens eine zunehmende Hinwendung beziehungsweise Assimilierung in Richtung des Polentums zu konstatieren, die sowohl die jüdische Intelligenz als auch die Mittelschicht ergriff.⁸² Diese Neuorientierung machte natürlich Sinn, schließlich galt es, sich mit den herrschenden Kreisen in Galizien zu arrangieren. Juden traten so als Befürworter der polnischen Autonomie auf und unterstützten polnische Kandidaten bei Wahlen.⁸³

⁷⁶ Vgl. ebd.

⁷⁷ Vgl. a. a. O., S. 84f.

⁷⁸ Vgl. a. a. O., S. 85.

⁷⁹ Vgl. a. a. O., S. 87.

⁸⁰ Vgl. Faes, Dorothea: Zwischen Vielvölkerreich und Nationalstaat. Das galizische Judentum zwischen 1880 und 1920, Diplomarbeit, Wien 2009, S. 75-78.

⁸¹ Vgl. Maner: Galizien, S. 245.

⁸² Vgl. ebd.

⁸³ Vgl. Himka, John-Paul: Dimensions of a Triangle. Polish-Ukrainian-Jewish Relations in Austrian Galicia, in: Bartal, Israel u. Polonsky, Antony (Hrsg.): Focusing on Galicia. Jews, Poles and Ukrainians 1772-1918, London u. Portland 1999, S. 25-48, hier: S. 34.

Dem Verhältnis zwischen Juden und Ruthenen hingegen waren solche Allianzen nicht zutulich, sondern verschärften den Gegensatz. Gerade vor dem Hintergrund der Pogrome, denen die Juden in Russland zum Opfer fielen, stand die jüdische Bevölkerung Galiziens den Ruthenen misstrauisch gegenüber, besonders da bis in die 1880er Jahre die russophile Stoßrichtung dominant war.⁸⁴

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist ein abermaliger Paradigmenwechsel um die Jahrhundertwende. Auch die Juden organisierten sich zunehmend politisch und artikulierten Partikularinteressen, während sie im wachsenden polnischen Nationalismus keinen Platz mehr fanden. Daneben ließen sich nun Annäherungen zwischen Juden und den Ruthenen feststellen, nachdem die Russophilie in ihrer nationalen Bewegung an Bedeutung verloren hatte. Diese neue Allianz führte sogar dazu, dass die Juden nach dem Krieg als ukrainische Kollaborateure denunziert wurden. Polen vergolten den „Verrat“ mit einem Pogrom.⁸⁵

Nachdem für den Antagonismus zwischen Polen und Ukrainern bereits religiöse, aber vor allem die sozioökonomischen Bedingungen Galiziens als Ursachen ausgemacht werden konnten, ehe diese in nationalpolitische Diskurse überführt wurden, gilt es auch für das Zusammenleben mit den Juden diese beiden Konfliktfelder zu beleuchten.

Hinsichtlich der religiösen Komponente lässt sich feststellen, dass den Polen und Ruthenen ein althergebrachter Antijudaismus gemein war, der beispielsweise in Hirtenbriefen artikuliert wurde. In diesen wurde es Christen beispielsweise untersagt, in jüdischen Haushalten zu arbeiten. Auch wurden Verbote für Juden artikuliert, sich während Fronleichnamprozessionen auf den Straßen zu zeigen.⁸⁶

Die Feindschaft gegenüber den Juden blieb aber auch in Galizien nicht auf religiöse Argumente beschränkt, sondern erfasste genauso den weltlichen Diskurs. Abermals dienten die sozioökonomischen Bedingungen in Galizien als Nährboden für Ressentiments und Ausgrenzung.

Galizien galt aufgrund seiner wirtschaftlich unterentwickelten Lage als das Armenhaus der Habsburgermonarchie und blieb es bis zu ihrem Ende. Trotz Investitionen und dem Ausbau der Infrastruktur ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts glich sich das Niveau in Galizien nicht an das der anderen Kronländer an.⁸⁷ Kaps beschreibt im Gegenteil, dass besonders der Ausbau der Eisenbahn in Galizien Peripherisierungsprozesse beschleunigte und Betätigungsfelder

⁸⁴ Vgl. a. a. O., S. 35.

⁸⁵ Vgl. a. a. O., S. 37f.

⁸⁶ Vgl. a. a. O., S. 43.

⁸⁷ Vgl. Kaps, Klemens: Peripherisierung der Ökonomie, Ethnisierung der Gesellschaft. Galizien zwischen äußerem und innerem Konkurrenzdruck (1856-1914), in: Doktoratskolleg Galizien (Hrsg.): Galizien. Fragmente eines diskursiven Raums, Innsbruck u.a. 2009, S. 37-62, hier: S. 37.

ersatzlos abwanderten. Eine parallele Entwicklung stellte die zunehmende Kommerzialisierung dar, durch welche industrielle Fertigwaren die regional hergestellten Produkte in Galizien verdrängten. Die Folge dieser Entwicklungen waren soziale Spannungen, die zunächst konfessionell und ethnisch, dann aber vor allem national konnotiert wurden.⁸⁸ Von dieser wirtschaftlichen Lage in Galizien wurden natürlich auch die Juden erfasst, die immer öfter prekären Arbeiten nachgehen mussten.

Als Beispiel, anhand dessen diese Nationalisierung der sozialen Frage illustriert werden kann, wählt Kaps den Beruf des Hausierers, in welchem sich in Folge viele Juden verdienten und die zu den ärmsten Menschen in Galizien zählten.⁸⁹ Im Jahr 1881 thematisierte die Bezirkshauptmannschaft das Phänomen des Hausierhandels im Rahmen einer Stellungnahme, in welcher den jüdischen Hausierern Ausbeutung unterstellt wurde. Die Juden hätten weder „bürgerliches Gefühl“, noch würden sie vor „Überschreitungen und Missbräuchen zurückschrecken“. Kaps konstatiert, dass hier „eine sozioökonomische Gruppe ethnisch kodiert wurde.“⁹⁰

Auch die in den 1880er Jahren entstehenden Genossenschaftsbewegungen, die den jüdisch-dominierten ländlichen Warenhandel für sich beanspruchten, trugen zur Ethnisierung der sozioökonomischen Situation bei, indem sie despektierlich von „jüdischen Waren“ sprachen, um diese zu diskreditieren.⁹¹

Die Feindschaft gegenüber den Juden resultierte jedoch nicht nur aus direkten Konkurrenzsituationen, sondern abermals auch aus den sozioökonomischen Hierarchien, die Galizien von Anfang an prägten. Wie bereits thematisiert, beruht auf diesen in erster Linie der Antagonismus zwischen Polen und Ruthenen. Die Juden Galiziens bekleideten in diesem eine vermittelnde Funktion.

Sie „besetzten die Zwischenräume der feudalen Ökonomie, sowohl vermittelnde Positionen zwischen Feudalherren und Leibeigenen, als auch Positionen in der Geldwirtschaft, welche bis in die 1860er marginal blieb.“⁹² Eine solche Zwischenstellung füllten die Juden im angesprochenen Handel aus, betätigten sich darüber hinaus aber auch im Auftrag polnischer Gutsbesitzer in der Verwaltung. Dementsprechend avancierten sie zum Feindbild der unterdrückten (ruthenischen) Bauern.⁹³

⁸⁸ Vgl. a. a. O., S. 37f.

⁸⁹ Vgl. a. a. O., S. 41.

⁹⁰ Vgl. a. a. O., S. 46.

⁹¹ Vgl. a. a. O., S. 42.

⁹² Himka: Dimensions of a Triangle, S. 27.

⁹³ Vgl. a. a. O., S. 29f.

Zu Feindbildern avancierten Juden weiters, wenn sie sich als Wirte verdienten. Kirchliche Anti-Alkoholismus-Kampagnen warfen ihnen Demoralisierung vor und bedienten sich dabei häufig antisemitischer Stereotype.⁹⁴

Ein weiteres Betätigungsfeld der Juden, das Misstrauen und Hass im Rest der Bevölkerung hervorrief, war die Geldwirtschaft. Juden vergaben Kredite, teils mit horrenden Zinsen, die nicht mehr zurückerstattet werden konnten. Die Bauern waren dadurch häufig gezwungen, ihr wenig Land zu verkaufen. Als es Juden im Zuge ihrer Emanzipation schließlich ebenfalls erlaubt war Land zu besitzen, trat ein weiteres Konfliktfeld zwischen ihnen und der bäuerlichen Bevölkerung zutage.⁹⁵

Während sich also die Christen mit ihren Genossenschaftsbewegungen gegen die jüdischen Händler positionierten, ergriffen diese wiederum die neuen Möglichkeiten, welche ihre Emanzipation mit sich brachte. Auch Buchen konstatiert diesen Bruch mit den soziökonomischen Traditionen in Galizien⁹⁶ und stellt fest, dass

„die Formierung des modernen Antisemitismus in Galizien [...] in einem Kraftfeld zwischen sich wandelnden ökonomischen Anforderungen und Praktiken sowie in Veränderung begriffener kollektiver Bedeutungssysteme unter den politischen und medialen Bedingungen eines Kronlandes der Habsburgermonarchie [erfolgte].“⁹⁷

Buchen unterstellt der antisemitischen Meinungsmache zwei wesentliche Intentionen. Sie diene der Mobilisierung von Wählern und ermöglichte es, die Komplexität der Wirklichkeit zu reduzieren.⁹⁸ Denn die Wirklichkeit war, dass die jüdische Bevölkerung in den weitesten Teilen genauso arm war, wie die ruthenische.⁹⁹ Im Vergleich mit anderen Kronländern engagierten sich Juden zwar überdurchschnittlich häufig als Verwalter und Pächter in der Landwirtschaft, der Großteil fristete jedoch ein ärmliches Leben im Kleinhandel, Schankgewerbe, Pfandleihgewerbe, primitiven Handwerk und als Industriearbeiter.¹⁰⁰ Von „jüdischen Monopolen“ oder einer „Judenmacht“ in Galizien konnte also nicht die Rede sein, auch wenn eine solche antisemitische Rhetorik bedient wurde, um auf das soziale Elend in Galizien zu antworten.¹⁰¹ Der Antisemitismus schuf eine Trennung zwischen den Juden und dem Rest der

⁹⁴ Vgl. a. a. O., S. 30.

⁹⁵ Vgl. Wendland: Die Russophilen in Galizien, S. 327.

⁹⁶ Vgl. Buchen, Tim: Antisemitismus in Galizien. Agitation, Gewalt und Politik gegen Juden in der Habsburgermonarchie um 1900, Berlin 2012, S. 42.

⁹⁷ Vgl. a. a. O., S. 53

⁹⁸ Vgl. ebd.

⁹⁹ Vgl. Wendland: Die Russophilen in Galizien, S. 336.

¹⁰⁰ Vgl. Bihl: Die Juden, S. 914.

¹⁰¹ Vgl. Wendland: Die Russophilen in Galizien, S. 326f.

Bevölkerung, die durch den ökonomischen Wandel eigentlich obsolet geworden war.¹⁰² Es wurde eine „jüdische Frage“ konstruiert, deren Lösung eine Besserung der sozioökonomischen Stellung der restlichen Bevölkerung versprach.

4. Der Erste Weltkrieg und die Literatur

4.1. Der andere Mythos. Galizien als Schutzwall und der Heilige Krieg

Während in der Literatur Galizien zu einer Chiffre für ein idyllisches Miteinander verschiedener Völker verklärt wird, erscheint das Kronland auch im publizistischen Diskurs häufig in einer stilisierten Form. Besonders vor und während des Ersten Weltkrieges lässt sich eine ideologische Vereinnahmung konstatieren, die Galizien abermals zu einem Symbol werden ließ.

Im Jahr 1916 erschien mit „Galizien. Land und Leute“ von Aleksander von Guttry eine umfassende Darstellung des Kronlandes unter Berücksichtigung verschiedener Aspekte. Der Text behandelt die Geschichte des Landes, gibt Auskünfte zur Geographie und Bevölkerung, thematisiert seine Politik und Wirtschaft und porträtiert seine beiden wichtigsten Städte Krakau und Lemberg.

Besonders in Guttrys Ausführungen zur galizischen Hauptstadt lassen sich offenkundig ideologische Konnotationen feststellen, die gerade vor dem Hintergrund des Ersten Weltkrieges wiederbelebt und instrumentalisiert wurden. So erzählt der Text beispielsweise vom „tatarischen Joche“, unter dem die Stadt einst leiden musste, ehe sie vom polnischen König, Kasimir dem Großen, 1340 befreit wurde.¹⁰³ Nach Guttry war der Stadt anschließend eine positive Entwicklung beschert. „Rasch blühte das östliche Bollwerk Polens, welches die feindlichen Heere aufhalten musste, das Polen und Europa vor der Überflutung durch die Horden des Ostens schützen musste, wieder auf [...]“¹⁰⁴

Die feindlichen Heere benennt Guttry konkret weiter im Text. „Tataren, Kosaken, Moskowiter, Wallachen, Türken und Schweden verschworen sich aber zu Polens Vernichtung, um sich die Tore nach Europa zu öffnen und sich die Bahn für die Überflutung freizumachen.“¹⁰⁵ Doch Lemberg als „Hauptschanze der Grenzmarken, als zäher, fester Schutzwall gegen die

¹⁰² Vgl. Buchen: Antisemitismus in Galizien, S. 59.

¹⁰³ Vgl. Guttry, Aleksander von: Galizien. Land und Leute, München u. Leipzig 1916, S. 225.

¹⁰⁴ Ebd.

¹⁰⁵ A.a.O., S. 226.

zahlreichen Feinde der polnischen Republik, stellte [...] stets kühn und mutig seinen Mann und gab den anstürmenden Heeren blutigen Empfang“.¹⁰⁶

In Guttrys Ausführungen gibt sich eindeutig ein zivilisatorischer Antagonismus zwischen West und Ost zu erkennen. Das verwendete Vokabularium evoziert die typischen Stereotype von wilden Ostvölkern, die gleich einer Naturkatastrophe über die westliche Welt hereinzubrechen drohen. Auch die Stilisierung Lembergs als Schutzwall ist diesem Denkmuster verpflichtet. Neben der eindeutigen Sprache bestärkt Guttry den Antagonismus auch durch die Funktion, die er Lemberg zuspricht: „Die kulturelle Aufgabe, die ihm [dem „Schutzwall“, Anm.] infolge seiner Lage zugefallen war, bestand in der Vermittlung aller hohen Güter der Bildung und Gesittung und des Geistes christlicher Tugenden an die östlichen Nachbarn.“¹⁰⁷ Die „östlichen Nachbarn“ zeichnen sich also primär durch eine kulturelle Rückständigkeit aus, welche sich Guttry zufolge auch an religiösen Aspekten kristallisiert.

Guttrys Schrift ist nicht die einzige, die ein solches Weltbild entwirft, sondern partizipiert vielmehr an einem ergiebigen Diskurs. Woldan widmet diesem einen Aufsatz unter dem Schlagwort des „Antemurale christianitas“, also dem „Bollwerk der Christenheit“. Ausgehend von einem Lemberger Stadttex – analog zum Petersburger Stadttex – identifiziert Woldan den Antemurale-Diskurs als eine „verbindende Klammer, [...] die in den Jahren vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg besonders häufig vorkommt“.¹⁰⁸

Die Charakterisierung als eine solche „verbindende Klammer“ setzt eine Stabilität des Topos voraus, welche ihrerseits aus einer gewissen Flexibilität resultiert. So räumt auch Woldan ein, dass das „Bollwerk“ ein variables ist, hinsichtlich seiner genauen Lokalisierung und der Protagonisten, die sich des Bilds bedienen.¹⁰⁹ Weil ukrainischsprachige Beispiele nur in geringer Zahl vorliegen, ist der Diskurs zuvorderst aber ein polnisch dominierter.¹¹⁰

Der Erste Weltkrieg mit Russland als Feind im Osten beförderte den Diskurs, wie auch Woldan anhand einiger Texte illustriert. Dafür zieht er auch Blumenthals (literarisches) Werk heran, welchem sich diese Diplomarbeit in einem späteren Kapitel noch ausgiebig widmen wird. Besonders explizit bedienen sich aber publizistische Texte des Antemurale-Diskurses. Namentlich sind die jeweiligen Autoren Ottocar Stauf von der March, der bereits zitierte Guttry und Eugen Lewicky, auf welche Woldan unter anderen verweist. Da der Text von Ottocar Stauf

¹⁰⁶ Vgl. a. a. O., S. 236.

¹⁰⁷ Ebd.

¹⁰⁸ Vgl. Woldan, Alois: Lemberg als Antemurale christianitas zur Zeit des Ersten Weltkriegs, in Bachleitner (Hrsg.): Wechselwirkungen, S. 189-208, hier: S. 190.

¹⁰⁹ Vgl. a. a. O., S. 191.

¹¹⁰ Vgl. a. a. O., S. 192.

von der March den Diskurs besonders plakativ aufgreift, soll er auch als Beispiel für diese Diplomarbeit im Folgenden näher thematisiert werden.

Ottocar Stauf lebte von 1868 bis 1941 und verdiente sich als Schriftsteller und Journalist. Besonders in letzterer Funktion artikulierte er radikal seine deutschnationalen und antisemitischen Ansichten. Dem ist es auch geschuldet, dass Auflagen von Zeitungen beschlagnahmt wurden, an welchen er mitwirkte. Ottocar Stauf betätigte sich unter verschiedenen Pseudonymen, wie etwa als „Verax“, unter welchem er die hier relevante Propagandaschrift verfasste.¹¹¹

Besagter Text, betitelt mit „Der Weltkrieg und das ukrainische Problem“, erschien im Jahr 1915 in Wien und veranschaulicht gut, wie ideologisch und martialisch mitunter über den Krieg geschrieben wurde. Alleine die Wahl des Pseudonyms – zu Deutsch „wahrhaftig“ – legt bereits nahe, dass es sich bei der Schrift um keinen Diskussionsbeitrag handelt, sondern um die Formulierung eines kompromisslosen Standpunkts. Die gewählte Sprache untermauert diesen Habitus, wie Ausschnitte zeigen werden.

Hinsichtlich des Inhaltes kann besonders ein Leitgedanke konstatiert werden, nämlich, dass der Krieg eine große Verschwörung gegen die europäischen Zentralmächte darstelle. Besonders Russland mit seinen panslawischen Begehren streicht Stauf hierbei hervor, welches den Frieden in Europa gefährden würde. Das ukrainische Volk zieht er zur Illustration seiner Überlegungen heran.

Woldan zitiert in seinem Aufsatz zum Antemurale-Diskurs aus dem Vorwort des Pamphlets:

„Dieser Krieg ist ein Krieg der Kultur und Gesittung gegen Barbarei, Heuchelei und Niedertracht [...] Asiatische Barbarei mit echt mongolischem Einschlag, moskowitzische Finsternis und Knechtschaft, durchsetzt von byzantinischer Heuchelei und Heimtücke, droht über das zivilisierte Europa wie eine Sündflut hereinzubrechen und jahrhundertelange Kulturarbeit zu vernichten.“¹¹²

Woldan weist auf die auffallende Charakterisierung hin, die die Russen beschreiben soll. Einerseits typische Diffamierungsversuche als „asiatisch“ und „mongolisch“, andererseits aber auch die Referenz auf byzantinisches „Erbe“ der Russen, also eigentlich einer christlichen Tradition. Doch selbst diese wird negativ umgewertet, was für die angesprochene Flexibilität des Antemurale-Diskurses spricht.¹¹³

¹¹¹ Vgl. Biographie „Ottocar Stauf von der March“, in:
http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_S/Stauf_Ottokar_1868_1941.xml

¹¹² Verax: Der Weltkrieg und das ukrainische Problem, Wien 1915, S. 3.

¹¹³ Vgl. Woldan: Lemberg als Antemurale, S. 196.

Andere Schreckensbilder, die das Zitat evoziert, begegneten uns bereits in Guttrys Text. Die Dichotomie zwischen Kultur und Zivilisation gegenüber der Barbarei und die Überhöhung der (angenommenen) Bedrohung in die Sphäre von Naturkatastrophen, beziehungsweise hier gar mit religiöser Konnotation.

In den Schlussbetrachtungen Verax' Pamphlets hält der Verfasser ein letztes Mal seine Überzeugung fest, der Krieg sei von langer Hand durch England und Russland geplant geworden. Ersteres fühlte sich gar zur Weltherrschaft berufen, letzteres immerhin nur zur „Vorherrschaft in der gesamten Slawenwelt“.

Trotz der konspirativen Umstände meldet Stauf keinen Zweifel daran an, dass die Mittelmächte diesen Krieg gewinnen werden und fordert im Zuge eine „gründliche Abrechnung mit den Anstiftern“, wobei vor allem Russland zur Rechenschaft gezogen werden soll, „welches durch diesen Weltkrieg den Untergang der Habsburger-Monarchie und die Unterwerfung der österreichisch-ungarischen Slawenstämme und insbesondere des ukrainischen Volksstammes unter moskowitzische Knute bezweckt“. Diese Bedrohung vergleicht Stauf sogar mit der seinerzeit „hereinbrechenden Türkenflut“.¹¹⁴

Stauf identifiziert damit letztendlich das Schicksal der Ukrainer unter österreichischer Krone mit dem der Monarchie überhaupt und bescheinigt ihnen dadurch die Funktion als Bollwerk im Sinne des Antemurale-Diskurses. Das Pamphlet endet pathetisch und erhärtet diese Charakterisierung des ukrainischen Volksstammes innerhalb der Monarchie: „Leben oder sterben für Kaiser und Österreich im Kampfe gegen Russland, [...] das ist die Parole auch der in dem Kriege kämpfenden ukrainischen Soldaten, da sie nach Bewältigung des Feindes eine glücklichere Zukunft, die Freiheit der Ukraine zu erlangen hoffen.“¹¹⁵

Interessant hierbei ist schließlich auch, dass das ukrainische Volk nach Stauf mit der Aufgabe, an vorderster Front als Schutzwall zu fungieren, die Hoffnung auf einen freien Nationalstaat verbindet. Besonders im Hinblick auf den Ersten Weltkrieg scheint der Antemurale-Diskurs um eine realpolitische Komponente im Sinne des Prinzips „Quid pro quo“ ergänzt zu werden. Nicht nur in Staufs Pamphlet, welches von einem ukrainischen Standpunkt aus argumentiert, finden sich Anklänge an ein solches Tauschgeschäft. Auch die Publizistik aus polnischer Perspektive meldet derlei Wünsche an.

Am 1. Jänner 1915 erschien in Wien die erste Ausgabe der Zeitung „Polen. Wochenschrift für polnische Interessen“. Das Titelblatt und die folgenden Seiten nahm ein Text ein, betitelt mit „Unser Programm und unser Wirken“. Der Einstieg ist charakteristisch:

¹¹⁴ Vgl. Verax: Der Weltkrieg und das ukrainische Problem, S. 62.

¹¹⁵ A. a. O., S. 64.

„Seit jeher empfand Polen seine Zugehörigkeit zum Abendlande. Hiervon durchdrungen, versuchte es seinen Glauben und seine auf westlichen Grundlagen beruhende Zivilisation ostwärts zu tragen; an der Verteidigung dieser höchsten Güter gegen den Halbmond und sodann gegen Russland hat sich das polnische Reich verblutet.“¹¹⁶

Nun fungiert also Polen als Schutzmacht des „Abendlandes“. Der Feind ist uns bereits bekannt, nämlich die Türken und nun die Russen, gegen die sich Polen immer unter Einsatz unzähliger Opfer zur Wehr setzte. Auch als Polen fiel, leistete das Volk kontinuierlich seinen verlustreichen Widerstand „gegen den russischen Despotismus“, wie man dem Text weiter entnehmen kann.

„Mit desto größerem Vertrauen wandten sich die Polen Österreich-Ungarn zu. [...] Die Neuregelung des gesamten öffentlichen Lebens durch Kaiser Franz Josef erweckte unsere Hoffnungen, die verwirklicht wurden, und dies ermöglichte uns die Entfaltung jener vollen Hingabe an den gütigen Monarchen und den Staat [...]“¹¹⁷

Die angesprochene Neuregelung zielt auf die de facto zugesprochene Autonomie Galiziens im Jahr 1867 ab, auf welche bereits im historischen Abschnitt eingegangen wurde. Über diese spricht der Verfasser im Namen des polnischen Volkes seine Dankbarkeit aus. Doch nicht alleine politische Zugeständnisse beförderten die starken Bande der Polen zur österreichischen Monarchie. Denn wie weiter im Text zu lesen ist,

„[...] empfanden wir mit herzlichem Verständnis die hohe Aufgabe, die uns im Gefüge der Habsburgischen Monarchie gerade jetzt zufiel. Da Österreich-Ungarn die nach unseren Überlieferungen heilige Rolle des Bollwerkes abendländischer Kultur übernahm, war es uns Bedürfnis, über die allgemeinen Untertanenpflichten hinauszugehen [...]“¹¹⁸

Die Funktion des ehemaligen Polens als Antemurale wurde in den höheren Kontext der Monarchie übersetzt und bot ein identitätsstiftendes und legitimierendes Moment. Doch im Angesicht des Ersten Weltkriegs und der drohenden Umwälzungen ändert sich das.

¹¹⁶ „Unser Programm und unser Wirken“, in: Polen. Wochenschrift für polnische Interessen, 01.01.1915, S. 1-4, hier: S. 1.

¹¹⁷ Ebd.

¹¹⁸ A. a. O., S. 2.

„In einer Zeit, wo auf Schlachtfeldern Staaten keimen und die Weltkarte sich ändert, will das polnische Volk kein stummer Zeuge der Ereignisse sein [...] Nichts beweist so sehr die Notwendigkeit eines polnischen Staates als Schutzwall gegen die östliche Invasion, wie eben der gegenwärtige Krieg. [...] Die westliche Kultur soll und muss wieder Schutz finden und sie wird ein Gefühl gesteigerter Sicherheit gewinnen, wenn ihr zur Seite als Beschützer gegen den Osten die polnische Nation erwächst [...]“¹¹⁹

Ähnlich dem Text von Stauf findet sich also auch hier das Angebot einer Art von Tauschhandel. Der Preis für den Schutz gegen die drohende Gefahr aus dem Osten ist die Eigenstaatlichkeit. Für die in diesem Kapitel repräsentativ ausgewählten Texte konnten grundlegende Gemeinsamkeiten eruiert werden, auf welchen die (vor allem antirussische) Propaganda aufbaute. Zuvorderst ist der Rückgriff auf den Antemurale-Diskurs konstituierend, an welchem sich die Diskrepanz zwischen dem „Wir“ und seinen Feinden kristallisiert. Die Auskleidung dieser Rollen erfolgt aufgrund ideologischer Interessen. Mit dem Ersten Weltkrieg wird zumindest die Rolle des Feindes eindeutig mit den Russen besetzt. Die Russen werden charakterisiert als barbarisch, unzivilisiert, „asiatisch“ und mitunter anti-christlich. Für die Darstellung der Bedrohung, die durch den Feind ausgeht, bedienten sich die Verfasser Metaphern apokalyptischen Ausmaßes, die ihrerseits religiös gefärbt sein konnten. Diese Referenzen nehmen einen weiteren Topos bereits vorweg, welcher in den Diskursen um den Ersten Weltkrieg immer wieder auftaucht. Nämlich die Glorifizierung des Kriegs im Sinne einer heiligen Aufgabe.

4.2. Schriftsteller als Propagandisten im Ersten Weltkrieg

Der polnische Schriftsteller Stanisław Przybyszewski, der während des Krieges in Deutschland lebte, veröffentlichte im Jahr 1916 eine Sammlung von Aufsätzen unter dem bezeichnenden Titel „Polen und der Heilige Krieg“. Przybyszewski empfindet dieses Beiwort als gerechtfertigt, „denn je tiefer man sich in das ureigenste Wesen des jetzigen Weltkrieges versenkt, umso belangloser erscheinen die Ursachen, die für ihn angeführt werden“.¹²⁰ So sieht er weder den deutschen Militarismus, noch den englischen Imperialismus verantwortlich. Auch die Umschreibungen des Krieges als beispielsweise „Massenpsychose“ oder „Vergiftungserscheinungen“ „sind nur leere, verbale Kategorien, mit denen man eine so gewaltige seelische Tatsache, welche sich in dem Krieg kundgibt [...] nicht erklären kann.“¹²¹

¹¹⁹ A. a. O., S. 3f.

¹²⁰ Przybyszewski, Stanisław: Polen und der Heilige Krieg, München 1916.

¹²¹ A. a. O., S. 9.

„Mit diesem Beiwort hat das deutsche Volk das Frühlingserwachen der menschlichen Seele in jubelndem Überschwang begrüßt, der Seele, die durch die lange Friedenszeit eingelullt, ihre herrlichsten Träume spann – während man sich inzwischen anschickte, ihre Schönheit und Freiheit mit rohestem Materialismus zu verkleistern.“¹²²

Nein, dieser Weltkrieg stellt für Przybyszewski keine weltliche Auseinandersetzung mehr dar, sondern ist vielmehr ein Kampf zwischen Idealismus und Materialismus. In dieser metaphysischen Erhöhung ist folglich auch kein Platz mehr für die Schrecken und Gräuel, die ein „üblicher“ Krieg mit sich bringt. „Die Macht des Todes ist gebrochen“, konstatiert Przybyszewski, „über all ihren Schrecknissen [...] triumphiert jetzt die heilige Mania, der Gotteszorn der Seele, an deren gottestrunkener Macht rohe Henkersknechte zu rütteln wagten. [...] Der Sarg wurde zum heiligen Brautbett“.¹²³

Die bereits erörterte Dichotomie des Antemurale-Diskurses findet auch hier – obschon nicht ganz so offensichtlich – seinen Niederschlag. Auch hier definieren sich die Kontrahenten explizit über ein zivilisatorisches, moralisches Gefälle. Der Weltkrieg ist ein Konflikt zwischen Deutschland und seinen Feinden England, Russland und Frankreich, ein Konflikt zwischen Idealismus und Materialismus und schließlich ein Konflikt zwischen „heilig“ und „roh“.

Die Darstellung des Krieges im Text Przybyszewskis ist nicht nur im Hinblick auf den skizzierten Antemurale-Diskurs paradigmatisch, sondern reiht sich in einen breiten Kanon publizistischer und literarischer Werke deutscher und österreichischer Kunstschaffender während der Zeit des Ersten Weltkrieges.

Einen umfassenden Beitrag zu dieser Thematik legte der Literaturwissenschaftler Helmut Fries mit seinem zweibändigen Werk „Die große Katharsis“ vor. Angesichts des Ersten Weltkrieges erkennt er „im August 1914 bei unzähligen Deutschen zunächst einmal gewaltige Hoffnungen“. Diese verortet er nicht nur subjektiv. Für den Einzelnen verspricht der Krieg „Abenteuer und Heldenruhm“, doch darüber hinaus erweckt er die Aussicht „einer gründlichen Reinigung des Reiches von all der (vermeintlichen) Dekadenz, Unmoral und Fäulnis der vorangegangenen Jahrzehnte“.¹²⁴

Ja, es ist dies eine Erwartungshaltung, die sich auch in Przybyszewskis Text offenbart und die jener mit namhaften Exponenten des damaligen Kulturlebens teilte. Die euphorische Haltung zum Krieg lokalisiert Fries vor allem auch in der Überzeugung, dass der Krieg zuvorderst ein Verteidigungskrieg sei.¹²⁵

¹²² Ebd.

¹²³ A. a. O., S. 10.

¹²⁴ Vgl. Fries, Helmut: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Band I: Die Kriegsbegeisterung von 1914. Ursprünge – Denkweisen – Auflösung, Konstanz 1994, S. 11.

¹²⁵ Vgl. A. a. O., S. 153.

„Nur Deutschland und Österreich hatten nach einhelliger Auffassung ihrer Bevölkerung das moralische Recht zur Führung dieses Krieges. Nur der Krieg dieser beiden Länder schien gerecht, ja sogar ‚heilig‘, da er ja vermeintlich ‚ein Krieg der unabwendbaren Notwehr‘ war.“¹²⁶

Auch die Hoffnung auf eine „neue brüderliche Gemeinschaft aller Deutschen“ im Angesicht des äußeren Feindes beförderte die Freude der Zeitgenossen.¹²⁷ Die neue Hochstimmung schien sogar den Antisemitismus die Grundlage zu entziehen. Juden meldeten sich als Freiwillige, und ihre Organisationen äußerten sich in einem Aufruf vom 1. August 1914 ebenfalls überschwänglich patriotisch.¹²⁸ Die Situation in Österreich verhielt sich mit Ausbruch des Krieges ähnlich. Auch (junge) österreichische Juden bekannten sich zum Vaterland und sahen explizit im Krieg gegen Russland – abermals – „einen heiligen Krieg, der ihre Glaubensbrüder von der zaristischen Unterdrückung befreien würde“. Wie in Deutschland äußerten sich religiöse Autoritäten in pathetischsten Wortlaut patriotisch.¹²⁹

Im Hinblick auf die zu analysierenden Texte aus Galizien wird deshalb zu untersuchen sein, ob die multiethnische Idylle, die für den Mythos konstituierend ist, auch in Kriegszeiten (propagandistisch) beschworen wird, beziehungsweise ob zumindest in Aussicht gestellt wird, dass der Krieg zu einer solchen Einheit der Völker Galiziens führen könnte.

Ein besonders hervorzuhebendes Zeugnis der proklamierten Kriegsunschuld stellt der „Aufruf an die Kulturwelt“ dar, der im Oktober 1914 veröffentlicht und von 93 Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Kunst unterzeichnet wurde, darunter Namen wie Max Planck, Wilhelm Röntgen oder Gerhart Hauptmann.¹³⁰ Der Text versammelt sechs Axiome, die allesamt mit „Es ist nicht wahr, dass“ beginnen und sich auf die vermeintlichen Lügen der Feinde Deutschlands beziehen. Der erste Punkt lautet sogleich: „Es ist nicht wahr, dass Deutschland diesen Krieg verschuldet hat.“

Der fünfte Punkt verteidigt die deutsche Kriegsführung als völkerrechtskonform, während „[i]m Osten aber [...] das Blut der von russischen Horden hingeschlachteten Frauen und Kinder die Erde [tränkt], und im Westen [...] Dumdumgeschosse unseren Kriegern die Brust [zerreißen]“. Wieder begegnet uns das Bild vom besonders brutalen Russen und darüber hinaus

¹²⁶ A. a. O., S. 156. Fries bezieht sich in diesem Zitat auf eine Rede Albert Koesters vom 31. Oktober 1914, als der Germanist sein Rektorat an der Universität Leipzig antrat.

¹²⁷ Vgl. a. a. O., S. 153.

¹²⁸ Vgl. a. a. O., S. 160f.

¹²⁹ Vgl. Schuster, Frank M.: „Was hat der Krieg zwischen Zar und Kaiser mit uns zu tun?“. Osteuropäische Juden während des Ersten Weltkriegs, in: Eisfeld, Alfred u. a. (Hrsg.): Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die deutsche, jüdische, polnische und ukrainische Zivilbevölkerung im östlichen Europa, Essen 2013, S. 57-86, hier: S. 60f.

¹³⁰ „Aufruf an die Kulturwelt“, in: <http://www.nernst.de/kulturwelt.htm>

erfolgt auch der Rekurs auf die zivilisatorische Überlegenheit. Denn weiter heißt es: „Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.“

Die Begeisterung Intellektueller für den Krieg war also keineswegs ein Nischenphänomen von Außenseitern im Kulturbetrieb, sondern ruhte ganz im Gegenteil auf einem breiten Konsens. Der zweite Band des bereits zitierten Buches „Die große Katharsis“ von Fries bietet einen Überblick über die Schriftsteller, die dem Krieg positiv gegenüberstanden und diese Euphorie auch in ihren Werken artikulierten. Darin finden sich auch Namen, denen man retrospektiv kaum Kriegslust anlasten würde.

Einer dieser Namen ist etwa Thomas Mann, der 1914 in seinem Essay „Gedanken im Krieg“ besonders auf den Gegensatz zwischen (deutscher) Kultur und (französischer) Zivilisation hinweist. Interessant ist dabei seine Charakterisierung des deutschen Volkes. Es zeichne sich durch eine „tiefe Distanz zur Politik“ aus, wie Fries aus dem Text liest. Die Deutschen seien im Gegenteil ein moralisches Volk. Diese Moral zeige sich auch im deutschen Militarismus, während der Krieg der anderen durch niedrigere Interessen motiviert sei, beispielsweise im Falle Frankreichs die Rache.¹³¹ Thomas Manns Kampf zwischen Moral und Politik erinnert stark an Przybysewskis Gegensatz zwischen Idealismus und Materialismus und liefert weitere „Argumente“ für den gerechten Krieg Deutschlands (respektive auch Österreichs).

Es sind dies Argumente, die zeitgenössische Stimmungslagen aufgreifen und transzendieren. Aus Empfindungen und Meinungen werden unumstößliche Wahrheiten, die in den widerspruchsfreien Sphären der Heiligkeit und Moral verortet werden. Für sich betrachtet bieten die entsprechenden Texte interessante Einblicke in das Denken des jeweiligen Autors, doch zusammengenommen konstituierten sie einen mächtigen Diskurs, nämlich den der Propaganda. Eine Waffe, die im Ersten Weltkrieg wie in keinem anderen Krieg zuvor zum Einsatz kam.

Die Frage nach dem propagandistischen Wesen wird auch für die Analyse der jüdischen Kriegserzählungen von Bedeutung sein, weshalb die grundlegenden Argumentationslinien noch einmal zusammengefasst werden sollen.

Ausgehend vom althergebrachten Diskurs des „Antemurale christianitas“ im Hinblick auf die Stadt Lemberg respektive Galizien, wurde anhand Ottocar Staufs Text gezeigt, wie dessen

¹³¹ Zur Analyse des Textes, vgl. Fries, Helmut: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Band II: Euphorie – Entsetzen – Widerspruch. Die Schriftsteller 1914-1918, Konstanz 1995, S. 83-89.

Argumente an die Bedingungen des Ersten Weltkriegs adaptiert wurden. Der (russische) Feind jenseits des Bollwerks wird als rückständig und brutal charakterisiert, während sich sein Kontrahent diesseits in einer erhöhten moralischen, zivilisatorischen und religiösen Position wähnt.

Dieses Gefälle konstituiert eine weitere wesentliche Argumentationslinie in der (deutschsprachigen) Propaganda des Ersten Weltkriegs. Nämlich Deutschland und Österreich als Opfer in einem Krieg, der aus entsprechend primitiven Beweggründen ihrer Feinde entfacht wurde. So wird der Krieg der Mittelmächte nicht nur zur einer gerechten Sache, sondern zu einer „heiligen“ Pflicht. Die konkrete Bedrohung durch den rückständigen Feind im Antemurale-Diskurs wird überführt in abstrakte Gegensätze zwischen Idealismus und Materialismus, wie bei Przybyszewski, oder in „Kultur“ gegen „Zivilisation“, wie bei Thomas Mann.

Dieser neue Krieg vermag es schließlich, eine neue Einheit des Volkes hervorzubringen. Eine Hoffnung, die Fries auch explizit benennt und die sich tatsächlich auch zu bewahrheiten schien. Selbst dem Antisemitismus schien die Grundlage entzogen zu sein! Indes die Individuen also in eine neue Gemeinschaft oder Masse übergehen, verliert selbst der Tod seinen Schrecken.

Unzählige Autoren stimmten in diesen Chor ein. „Dichter und Denker, Künstler und Komponisten, Priester und Pädagogen wurden von der Kriegsstimmung mitgerissen und feuerten sie an“, schreibt etwa der Redakteur und Herausgeber Rainer Traub über den „Krieg der Geister“ und spricht von einem „kollektiven Rausch“.¹³² Dabei verfehlen die gewählten Termini die Realität jedoch, wie Fries in seiner doppelbändigen Monographie nachweist. Denn im Gegenteil zeigt er, „dass die Wurzeln der heute so irritierenden Hochstimmung der Deutschen bei Beginn des Ersten Weltkriegs sehr weit zurückreichen müssen“, indem er sich tiefgehend vor allem auch sozial- und mentalitätsgeschichtlich mit der Zeit vor dem Krieg auseinandersetzt.¹³³ Die Begeisterung für den Krieg war keine plötzliche Eruption, sondern ihr Keim war bereits in früheren Diskursen angelegt, wie eben auch in dem des „Antemurale christianitas“. Die Intellektuellen wurden zur Avantgarde in der Aufrüstung der Worte.

Es nimmt daher nicht wunder, dass sie deshalb für propagandistische Zwecke instrumentalisiert wurden. In Österreich-Ungarn erfolgte ihre Institutionalisierung in Gestalt des „k.u.k. Kriegspressequartier“ und der „Literarischen Gruppe im Kriegsarchiv“. Das KPQ wurde am 25. Juli 1914 aufgestellt und dem Armeeoberkommando untergeordnet. Die Kompetenzen des

¹³² Vgl. Traub, Rainer: Der Krieg der Geister, in: Burgdorff, Stephan u. Wiegrefe, Klaus (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, München 2004, S. 44-53, hier: S. 45.

¹³³ Fries: Die große Katharsis, Band I, S. 3.

Organs wurden dabei während des Krieges kontinuierlich erweitert. Vorerst besorgte es lediglich die Berichterstattung in den Zeitungen, doch später bediente es sich auch der anderen medialen Ausdrucksformen, wie der Malerei bis hin zum Film. Auch mit Kompetenzen der Zensur wurde das KPQ betraut.¹³⁴ „Es sollte als Instrument der positiven Pressepolitik zur kontinuierlichen Nachrichtenversorgung für die Presse sowie diskret zu negativen pressepolitischen Aufgaben herangezogen werden. Die öffentliche Meinung sollte auch über die Grenzen hinweg beeinflusst [...] werden.“¹³⁵

Die Journalisten, die sich in den Dienst des KPQ stellten, waren mit schwierigen Arbeitsbedingungen konfrontiert. Nicht etwa, weil sie ihr Leben in Schützengräben riskiert hätten, sondern ganz im Gegenteil. Abseits des Kriegsgeschehens erdichtete das Personal die Meldungen für den nächsten Tag. Meldungen des Armeeoberkommandos wurden „unter Zuhilfenahme von galizischen Lokalblättern, Reiseführern und mit den auf einer lebhaft florierenden Nachrichtenbörse kursierenden ‚Erfahrungsberichten‘ lesetauglich gemacht [...]“.¹³⁶ Kurzum: Was das KPQ dem Leser lieferte, war alles andere als authentisch. Und wenn Schlachtfelder besucht wurden, dann nur unter der Voraussetzung, dass der Kampf bereits zugunsten der eigenen Armee geschlagen wurde.¹³⁷

Trotzdem erfreute sich der Dienst für das KPQ der Beliebtheit vieler zeitgenössischer Schriftsteller. Er war eine Möglichkeit, den Schrecken des Krieges an der Front zu entkommen. Der Preis jedoch war das Wissen darum, einer Kriegsmaschinerie Wort zu reden. „Nicht wenige [Schriftsteller, Anm.] wollten daher ihre kriegsverherrlichenden Texte später vergessen machen und blickten schamvoll auf ihre Tätigkeit im KPQ zurück.“¹³⁸ Karl Kraus, der vielleicht vehementeste Kriegsgegner der Zeit, bemerkte spöttisch: „Am gemütlichsten ist es aber freilich halt doch im Pressequartier.“¹³⁹

Desinformation und Halbwahrheiten gehörten neben großen Metaphern zum Hauptwerkzeug der Propaganda im Ersten Weltkrieg. Viele Autoren ordneten sich dieser Logik unter, um ihr Leben zu schützen. Zumindest darauf hinzuweisen ist wichtig, wenn Texte zum und über den Ersten Weltkrieg thematisiert werden sollen.

¹³⁴ Vgl. Reichel, Walter: Medien. Verwaltung 1914-1918. Das k.u.k. Kriegspressequartier, in: Colpan, Sema u. a. (Hrsg.): Kulturmanöver. Das k.u.k. Kriegspressequartier und die Mobilisierung von Wort und Bild, S. 17-33, hier: S. 17f.

¹³⁵ A. a. O., S. 18.

¹³⁶ Vgl. a. a. O., S. 20f.

¹³⁷ Vgl. a. a. O., S. 22.

¹³⁸ Vgl. a. a. O., S. 24.

¹³⁹ Vgl. Kraus, Karl: Geteilte Ansichten über die Kriegsberichterstattung, in: Die Fackel v. 10.12.1915, S. 32-36, hier: S. 33. Zitiert nach Reichel: Medien, S. 23.

4.3. Jüdische Kriegserzählungen aus Galizien

Deutschsprachige Schriftsteller mit galizischen Wurzeln erfreuen sich nicht zuletzt wegen des generell gesteigerten Interesses an diesem Raum einer gewissen Popularität. Bände wie „Galizien-Bukowina. Eine historische Landschaft und ihre Dichter“ oder entsprechende Ausgaben in der Reihe „Europa erlesen“ rufen Interessierten nicht nur die historische Tatsache dieses scheinbar so geheimnisvollen Kronlands in Erinnerung, sondern machen sie mit Schriftstellerinnen und Schriftstellern bekannt, die und deren Texte vergessen waren.¹⁴⁰ Der bekannteste Sohn Galiziens, Joseph Roth, schaffte es besonders mit seinem „Radetzkymarsch“ sogar in den schulischen Kanon und zählt zu den Exponenten österreichischer Literatur schlechthin. Zwischen den Polen von gänzlich unbekannt und anerkannt, tummeln sich noch Autoren wie Karl Emil Franzos, Leopold von Sacher-Masoch oder Manés Sperber, die zumindest die Literaturwissenschaft für sich entdeckt hat, aber auch darüber hinaus dem ein oder anderen ein Begriff sein dürften – selbst wenn es nur ob der Assoziation zum Masochismus der Fall sein sollte.

Die Texte, die in dieser Diplomarbeit unter dem Etikett der „jüdischen Kriegserzählungen“ bearbeitet werden, müssen den Werken zugerechnet werden, die heute unbekannt sind und deren sich selbst die Forschung noch nicht angenommen hat. Lediglich für das Werk Hermann Blumenthals gilt dies – mit Abstrichen – nicht, was weiter unten noch thematisiert wird. Dass die Thematik des Ersten Weltkriegs auch für (in deutscher Sprache überwiegend jüdische) Schriftstellerinnen und Schriftsteller Galiziens relevant war, ist jedoch unstrittig und bezeugen diverse Aufsätze.

Im Hinblick auf die osteuropäischen Juden konstatiert Schuster, dass auch für sie der Krieg eine „prägende Erfahrung einer ganzen Generation“ war, räumt jedoch ein, dass ihre Vernichtung während des Zweiten Weltkriegs die Bearbeitung der Thematik erschwert.¹⁴¹ „Da ihre Lebenswelt mit den Menschen mitvernichtet wurde, ist der Bruch so vollständig, dass es vor Ort kaum noch Anschlussmöglichkeiten an die davorliegende Geschichte und Vergangenheit gibt.“ Dementsprechend hoch bewertet er die Bedeutung des literarischen Erinnerns; auch gegenüber „zeitgenössischen Berichten“.¹⁴²

¹⁴⁰ Rump, Hans-Christian (Hrsg.): Galizien-Bukowina. Eine historische Landschaft und ihre Dichter, Wangen 2004; Woldan, Alois u. Simonek, Stefan (Hrsg.): Europa Erlesen. Galizien, Klagenfurt 1998; Woldan, Alois (Hrsg.): Europa Erlesen. Lemberg, Klagenfurt 2007.

¹⁴¹ Vgl. Schuster: Was hat der Krieg zwischen Zar und Kaiser mit uns zu tun, S. 58.

¹⁴² Vgl. ebd.

Unter Zuhilfenahme seines gewählten Korpus an Primärtexten beschreibt Schuster anschaulich auch die historischen Rahmenbedingungen für die Juden Galiziens während des Ersten Weltkriegs. Er weist auf den anfänglichen Unglauben hin, dass es tatsächlich zu einem Krieg kommen könnte, aber auch auf die darauffolgende Euphorie besonders unter jungen Juden. Der Krieg war prädestiniert dafür, seine Loyalität unter Beweis zu stellen.¹⁴³

Doch die Ernüchterung folgte, als russische Truppen im August 1914 in Galizien einmarschierten.

„Mit dem Auftauchen der Kosaken ging der Nimbus der Unbesiegbarkeit verloren, den die k.u.k. Armee als übernationales, die Monarchie als Ganzes repräsentierendes Gebilde in den Augen vieler galizischer Juden hatte, und dadurch auch der Glaube an die Monarchie selbst.“¹⁴⁴

Die Folge dieser neuen Situation waren große Fluchtbewegungen und in Konsequenz die Denunzierung der Geflüchteten als illoyal. Schwerer wogen die Vorwürfe allerdings für die Ruthenen, die der Russophilie verdächtigt wurden und deshalb häufig am Galgen endeten.¹⁴⁵

Die Juden, die im nunmehr russisch besetzten Galizien ausharren mussten, waren hingegen mit Gefahren jenseits der Denunziation konfrontiert, wie später in den Textanalysen ersichtlich werden wird. Dass die Rückeroberung Galiziens als Befreiung erlebt wurde, verwundert daher nicht.¹⁴⁶

Die Situation der Juden (und Ruthenen) blieb allerdings schwierig, da sie nun von österreichischer Seite als Sündenböcke und Spione abgestempelt wurden. Und da die Verwaltung in den rückeroberten Gebieten – wie es auch Tradition hat – überwiegend polnisch besetzt wurde, wuchs nicht nur der polnische Nationalismus, sondern auch der Antisemitismus kontinuierlich.¹⁴⁷

Das Ende des Krieges schließlich markierte den Niedergang der Monarchie, doch damit auch den Aufstieg der Nationalstaaten. Im nun ausgebrochenen Nationalitätenkonflikt waren die Juden im besonderem Ausmaß die Leidtragenden und mit einer Gewalt konfrontiert, „[...] die alle bisherigen Exzesse in den Schatten stellte“.¹⁴⁸

¹⁴³ Vgl. a. a. O., S. 58-62.

¹⁴⁴ A. a. O., S. 62.

¹⁴⁵ Vgl. a. a. O., S. 63f.

¹⁴⁶ Vgl. a. a. O., S. 71.

¹⁴⁷ Vgl. a. a. O., S. 72f.

¹⁴⁸ Vgl. a. a. O., S. 83.

Schuster erarbeitet in seinem Aufsatz eine historische Übersicht dessen, was der Erste Weltkrieg für die Juden Galiziens bedeutete. Vor allem bezieht er sich dabei auf Erinnerungen galizischer Juden.

Einen weiteren Beitrag zur Thematik lieferte Petra Ernst mit einem Aufsatz, betitelt mit „Galizien im Ersten Weltkrieg im Spiegel deutschsprachig-jüdischer Literatur und Publizistik“.¹⁴⁹ Zur Erforschung der Kriegsliteratur schreibt Ernst, dass sie sich

„um die Analyse von Literatur als Teil eines komplexen sozialen, politischen und kulturellen Gefüges [bemüht], das unter anderem durch die Generierung von Sinn und Bedeutung oder deren Negierung in unterschiedlichen Phasen des Krieges und in der Nachkriegszeit ebenso geprägt ist wie durch die Konstruktion und die historisch bedingten Veränderungen von Erinnerungsdiskursen.“¹⁵⁰

Dieser Aufgabendefinition gerecht zu werden, bemüht sich auch die vorliegende Diplomarbeit. Während Schuster in seinem Aufsatz die Primärtexte als epistemologisches Instrument einzusetzen sucht, soll hier also ein anderer Weg gegangen werden, der durch die Voranstellung der vorherigen Kapitel bereits geebnet wurde. Die zu bearbeitenden Kriegserzählungen sollen nicht in erster Linie darüber Aufschluss geben, wie der Krieg von jüdischen Zeitgenossen in Galizien wahrgenommen wurde, sondern wie sie sich einerseits zum mythischen und andererseits zum propagandistischen Diskurs verhalten.

Zur Bedeutung jüdischer Kriegserzählungen konstatiert Ernst, dass sie eine „weit unterschätzte Position im Spektrum der europäischen ‚Kriegsliteraturen‘“ einnehmen. Die Ursachen dafür verortet sie in „Nationalisierungstendenzen“ bei der Beschäftigung mit dem Thema Krieg, welche die jüdischen Beiträge außen vor lassen.¹⁵¹

Der Zusammenbruch der Monarchie raubte den Juden also nicht nur die Heimat, sondern auch einen diskursiven Anknüpfungspunkt für ihr Erleben des Ersten Weltkrieges. In diesem Sinn will die vorliegende Diplomarbeit dazu beitragen, die Texte nicht nur aus der Versenkung zu holen, sondern auch mit den großen Diskursen Mythos und Propaganda abzugleichen. Die Erzählungen sind nämlich alles andere als Kuriositäten und Randerscheinungen, sondern im Gegenteil exemplarische Zeugnisse für das Schreiben im und über den Krieg.

Für die Diplomarbeit sollen stellvertretend drei Texte herangezogen werden, nämlich Hermann Blumenthals „Galizien. Der Wall im Osten“, Simon Spunds „Die Schreckensherrschaft der

¹⁴⁹ Ernst, Petra: Galizien im Ersten Weltkrieg im Spiegel deutschsprachig-jüdischer Literatur und Publizistik. Geschichte und Erzählung, in: Bachinger, Bernhard u. Dornik, Wolfram (Hrsg.): Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext, Innsbruck 2013, S. 413-436.

¹⁵⁰ A. a. O., S. 415.

¹⁵¹ Vgl. ebd.

Russen in Stanislau. Selbsterlebte Schilderungen“ und Hermann Sternbachs „Wenn die Schakale feiern. Skizzen aus der Russenzeit in Galizien“. Ein wichtiger Aspekt im Unterschied zu anderen Werken zur Thematik ist, dass die Texte während des Krieges verfasst worden sind, also keine Memoiren oder (späte) Erinnerungen darstellen.

Weiters darf nicht unerwähnt bleiben, dass mit der Bearbeitung dieser drei Texte die Beschäftigung mit dem Thema keineswegs ausgeschöpft ist. Andere Beispiele und ihre Autoren warten auf ihre Entdeckung und das nicht nur in Galizien. Denn auch in der Bukowina, welche ebenfalls als Kronland Teil der Habsburgermonarchie war, finden sich ähnliche Texte.¹⁵²

5. Hermann Blumenthal: „Galizien. Der Wall im Osten“

5.1. Einführende Bemerkungen zu Autor und Werk

Wie bereits oben angeklungen, tanzt das erste Beispiel insofern aus der Reihe, dass dem Autor Blumenthal durchaus schon eine gewisse akademische Beachtung gewidmet wurde. Woldan beispielsweise thematisiert in einem Aufsatz sein Schaffen im Zusammenhang mit der polnischen und ukrainischen Literatur in Galizien und charakterisiert Blumenthal als einen „typischen Vertreter nicht so sehr einer bestimmten Zeit, als eines bestimmten Raumes“. Der adressierte Raum ist Galizien mit seinen „literarischen, publizistischen, aber auch folkloristischen Traditionen“.¹⁵³ Diese Traditionen bilden den Ethnien übergreifenden Grundstock der „Galizienliteratur“, wie sie bereits thematisiert wurde. Da sich Blumenthals Oeuvre andererseits auch durch explizit jüdische Traditionen auszeichnet, charakterisiert Woldan den Autor als eine „Synthese beider Richtungen“.¹⁵⁴

Woldan zieht verschiedene Werke Blumenthals heran und setzt sie hinsichtlich ihrer Sujets in Bezug zu Pendants in polnischer und ukrainischer Sprache. Die Thematik der Erdölfelder von Boryslaw seines Romans „Der Weg zum Reichtum“ ist ebenso in Galizien verwurzelt wie die Figur von Olexa Dobosch als galizischer „Robin Hood“ in seinem Roman „Der Herr der Karpathen“.¹⁵⁵

Die Relevanz Blumenthals verortet Woldan in seinem Verhältnis zu ähnlichen Texten polnischer und ukrainischer Provenienz, vor allem aber zur außersprachlichen Realität. Der

¹⁵² Genannt seien in diesem Zusammenhang, beispielsweise Bromberg-Witkowski, Sigmund: Juden Lembergs unter der Russenherrschaft, Wien 1917 und Weber, Julius: Die Russentage in Czernowitz, Czernowitz 1915

¹⁵³ Vgl. Woldan: Hermann Blumenthal, S. 297.

¹⁵⁴ Vgl. ebd.

¹⁵⁵ Vgl. a. a. O., S. 297ff.

Bezug auf galizische Lebenswirklichkeiten wirft Fragen der Authentizität auf und Woldan räumt ein, dass die Beantwortung wesentlich von den konsultierten Quellen abhängt. Insofern resümiert er salomonisch, „dass die Wahrheit nur im Sinn einer Polyphonie [...] aller dieser Stimmen gefunden werden kann“. Blumenthal ist eine davon.¹⁵⁶

Abseits dieses Aufsatzes erscheint Blumenthal auch als Dissertationsthema. Mamiko Ikenaga beschäftigte sich mit den Ghettoesgeschichten von Blumenthal und Hermann Schiff.¹⁵⁷ Interessant an dieser Arbeit ist, dass Ikenaga eine Biographie Blumenthals skizziert. Hermann Blumenthal wurde als Hersch Ber am 28. Oktober 1880 in Bolechow geboren und besuchte dort die Volksschule, ehe er in Lemberg die Mittelschule besuchte, jedoch nicht abschloss. Schon im Alter von 13 Jahren übersiedelte Blumenthal nach Wien, um in einem Wiener Großhandelshaus zu arbeiten. 1901 tritt er erstmals literarisch in Erscheinung, ehe er ab 1907 in Berlin lebte und sich als Redakteur, vielleicht auch als Dramaturg und als Bankangestellter verdiente. Blumenthal bereiste Polen, bevor er sich im Jahr 1930 wieder in Wien aufhalten soll. 1942 wurde er aus Wien deportiert und von der Israelitischen Kultus Gemeinde 1959 für tot erklärt.¹⁵⁸ Die Opfersuche des Dokumentationsarchives des österreichischen Widerstandes liefert abweichende Lebensdaten zum Schriftsteller. Ihren Angaben zufolge ist Hermann Blumenthal am 28. Oktober 1881 geboren und wurde am 23. Mai 1944 aus Wien nach Klausenburg/Auschwitz deportiert.¹⁵⁹

Die Darstellung ist lückenhaft und auch Ikenaga räumt ein, dass keine Urkunden Blumenthals mehr vorhanden seien. Um seinem Werdegang nachvollziehen zu können, bedient sich Ikenaga deshalb der Romantrilogie „Der Weg der Jugend“, die biographischen Charakters sein soll.¹⁶⁰ Die Eckdaten spiegeln einen „typischen“ Lebenslauf eines galizischen Juden wider, der in einem ostgalizischen Dorf aufwuchs und zuerst in die galizische Hauptstadt, dann in das Zentrum der Monarchie übersiedelte. Der offensichtlich keinen orthodoxen Lebensstil pflegte, sondern von Assimilierungs- und Integrationsprozessen profitieren konnte. Leider ist jedoch auch sein Tod ein typischer. Wie Millionen andere fiel er der Vernichtung durch die Nazis zum Opfer.

¹⁵⁶ Vgl. a. a. O., S. 309.

¹⁵⁷ Ikenaga, Mamiko: Die Ghettoesgeschichten von Hermann Schiff und Hermann Blumenthal, Frankfurt a. M. u. a. 2001.

¹⁵⁸ Vgl. a. a. O., S. 119f.

¹⁵⁹ Vgl. Eintrag „Hermann Blumenthal“, in Opfersuche des Dokumentationsarchives des österreichischen Widerstandes, in: <http://www.doew.at/>

¹⁶⁰ Vgl. a. a. O., S. 120.

Blumenthals Werk „Galizien. Der Wall im Osten“ erschien im Jahr 1915 im Georg Müller Verlag in München. Das Buch ist eine Sammlung von sieben Erzählungen, wobei sich diese in ihrer Länge, als auch in ihrer textlichen Beschaffenheit teilweise stark unterscheiden.

Für die Diplomarbeit werden zwei Erzählungen behandelt, nämlich einerseits die längste mit dem Titel „Die Schlacht bei Lemberg“ und andererseits „Unter russischer Herrschaft“. Auf diese wird deshalb noch näher eingegangen werden, doch um die textlichen Differenzen greifbar zu machen, soll eine Beschreibung der nur sechsseitigen Erzählung „Der rollende Mädchenkopf“¹⁶¹ vorangestellt werden.

Es handelt sich hierbei um eine Rahmenerzählung. Zu Beginn erfährt der Ich-Erzähler, dass Hauptmann Nowakowski gefallen sei und er erinnert sich gemeinsamer Sommertage, die sie mit der Jagd und der Fischerei zubrachten. Nowakowski „liebte [...] es, seltsame Begebenheiten zu erzählen, die er selbst erlebt oder von anderen gehört hatte“ und eine solche gibt der Ich-Erzähler sogleich „mit des Erzählers eigenen Worten“ zum Besten.¹⁶²

Es folgt eine Anekdote über den jungen Leutnant v. G., dem seine Frau unerwartet verstirbt und der in Folge dessen in ein tiefes Loch stürzt. Erst nach Monaten lässt er sich wieder im Kasino blicken, doch den Kameraden bleibt eine merkwürdige Marotte nicht unentdeckt. Jeden Abend verlässt er die Gesellschaft um elf Uhr abends, ohne dass man ihn davon abbringen könnte. So versucht er dies auch während der Feierlichkeiten zum Geburtstag des Obersten. Als ihn seine Kameraden daran hindern, erzählt er, dass jeden Abend zwischen elf und zwölf Uhr der Kopf seiner verstorbenen Frau durch sein Zimmer rollen würde. Er verlässt also die Feier, indes seine Kameraden einen Plan schmieden, ihn von seiner vermeintlichen Vision zu heilen. Sie fertigen einen ähnlich gearteten Kopf an, den sie durch des Leutnants Zimmer rollen lassen wollen. Eines Abends zu besagter Zeit schleichen sie sich also in das Haus und setzen ihren Plan in die Tat um. Der Leutnant fällt vor Schreck von seinem Stuhl und berichtet, dass er heute zwei Köpfe gesehen hätte. Er stirbt unmittelbar danach.

Neben dem Spezifikum der Rahmenerzählung ist es vor allem der skurrile Inhalt, der ins Auge sticht. Denn unter dem Etikett der Kriegserzählung erwartet man sich nicht unbedingt schwarzhumorige Anekdoten. Auch die vorkommenden direkten Reden müssen hervorgehoben werden, da auch sie zur Literarizität der Erzählung beitragen. Denn wie im Verlauf der Diplomarbeit noch ersichtlich werden wird, ist diese nicht immer der Anspruch der Schriftsteller. Im Gegenteil greifen sie zu häufig zu Stilmitteln, die eine möglichst authentische Darstellung der Wirklichkeit vorgeben.

¹⁶¹ Blumenthal, Hermann: Galizien. Der Wall im Osten, München 1915, S. 137-144.

¹⁶² A. a. O., S. 139.

Anhand Blumenthals „Die Schlacht bei Lemberg“ lässt sich dieser Sachverhalt bereits gut veranschaulichen.¹⁶³ Der Einstieg in den Text gestaltet sich noch poetisch, regelrecht romantisierend. Blumenthal webt sogar Lyrik von Taras Schewtschenko ein und unterstreicht das romantische Moment des Textes. Stilistisch ist die Erzählung konventionell.

Das ändert sich aber mit dem fünften Kapitel, denn der Text gleicht in seiner Aufmachung nun eher einem Tagebuch. Er gliedert sich fortan in Einträge, die mit Orts- und Datumsangabe überschrieben sind. Der poetische Stil der vorangegangenen Kapitel weicht einem pragmatischeren. Allgemeine Beobachtungen werden im Präsens notiert und die Sätze sind kürzer. Dadurch gewinnt der Text eine gewisse Authentizität, besonders auch wegen einzelner Details, die der Ich-Erzähler notiert. Weitere Glaubwürdigkeit erwecken die Schilderungen von der Front, die der Ich-Erzähler – ähnlich einer Teichoskopie – aus Gesprächen und Zeitungsberichten erfährt und wiedergibt. Der Text kehrt später noch einmal kurz zu einem erzählenden Stil zurück, ehe er dann wieder die Form des Tagebuchs annimmt.

Kurzum kann konstatiert werden, dass Blumenthals Text „Die Schlacht bei Lemberg“ zwei Ebenen vereint. Eine poetisch-erzählende und eine sachlich-berichtende. Letztere zeichnet sich vor allem durch seinen Tagebuch- und Notizencharakter aus, die gerade auch mit ihren Datierungen eine Objektivität suggerieren.

Diesen Stil verfolgt Blumenthal in seiner Erzählung „Unter russischer Herrschaft“ noch konsequenter¹⁶⁴. Er stellt dem Text die folgende Information voran: „Die nachfolgenden Aufzeichnungen stammen vom Großhändler M., der nahezu sechs Monate in Stanislaw unter russischer Herrschaft gelebt hat.“¹⁶⁵ Diese Erzählung gleicht den sachlich-berichtenden Passagen des oben charakterisierten Textes insofern, als er ebenfalls aus einzelnen datierten Einträgen besteht.

5.2. Der Mythos in „Die Schlacht bei Lemberg“

Blumenthals Erzählung „Die Schlacht bei Lemberg“ beginnt idyllisch. Der Ich-Erzähler berichtet vom frühen August des Jahres 1914, als er im Nordosten Galizien auf Wanderschaft ist und dem Markttreiben in Krystinopol, einem Städtchen bei Sokal, beiwohnt.

¹⁶³ A. a. O., S. 7-86.

¹⁶⁴ A. a. O., S. 103-120.

¹⁶⁵ A. a. O., S. 105.

„Seit jeher liebe ich das galizische flache Land. [...] Die Gegend bleibt sich immer gleich und auch die Menschen sind überall die gleichen und ich kann zu ihnen in ihrer Sprache sprechen. So kenne ich nichts Schöneres, als an stillen Sommertagen über die galizische Ebene dahinzuschlendern [...] Zuweilen erblicke ich einen Baum, oder einen Bach, oder ein einsames Haus und eine seltsame Rührung überkommt mich. Kindheitserinnerungen erwachen in mir. Nirgends wirkt die Natur mehr auf mich als in meinem Heimatslande und ich fühle es, dass ich mit diesem Boden verwachsen bin.“¹⁶⁶

Blumenthal stellt Galizien in einem harmonischen Gleichgang dar, der der Zeit enthoben scheint. Er entwirft ein Bild des tiefen Einklanges zwischen dem Erzähler und seiner Heimat. Am Marktplatz erhärtet sich dieser Anschein durch verschiedene Details zusätzlich.

Der Ich-Erzähler schildert seine Eindrücke von den „verschiedensten Trachten“ der Bauern und den Frauen, die „bunte Kopftücher in allen Farben und Größen“ tragen. Auch einen Kobzar erwähnt Blumenthal, „der unentwegt seine monotonen Lieder sang“ und dafür von einem „Bäuerlein“ mit Kupfermünzen entlohnt wird.¹⁶⁷

Diese Bemerkungen mögen nebensächlich erscheinen, doch sie tragen zur Mythisierung der Szenerie bei, in der die Menschen trotz ihrer Unterschiedlichkeit – die zumindest anhand der Trachten angedeutet wird – „überall die gleichen“ sind. Auch die Almosen für den Kobzar vermitteln eine gewisse Solidarität unter den Menschen.

Selbst die verkündete Mobilmachung durch einen Polizisten trübt die Idylle kaum. „Die farbenreichen Felder lagen still in der Nachmittagssonne; das reifende Getreide, die sanften Hügel fern am Horizont, der silberklare Bach am Straßenrand boten ein Bild des tiefsten Friedens“, kommentiert der Ich-Erzähler mit dem Wissen um den bevorstehenden Krieg erneut die Landschaft. Gleichzeitig räumt er aber auch sein nunmehriges Desinteresse an der Natur ein. Stattdessen kreisen seine Gedanken um die „kommenden großen Ereignisse“.¹⁶⁸ Selbst der bevorstehende Krieg vermag es also nicht, die Harmonie zu beeinträchtigen. Stattdessen wird er sogar eher positiv antizipiert, was bereits auf das nächste Kapitel verweist, welches sich den propagandistischen Anleihen im Text widmen wird.

In der Rezeption der Umgebung durch den Ich-Erzähler fallen im Verlauf des Textes gewisse Nuancen auf, die seine anfängliche romantische Sicht relativieren: „Leer und still war es in den Dörfern, die wir passierten. Die Männer waren fort, die Frauen auf den Feldern. Still lag das Land, als warte es der folgenschweren Ereignisse...“¹⁶⁹

¹⁶⁶ A. a. O., S. 9f.

¹⁶⁷ A. a. O., S. 10.

¹⁶⁸ A. a. O., S. 11f.

¹⁶⁹ A. a. O., S. 18.

Hinsichtlich der ethnischen Konstellationen in Blumenthals Text ist der ukrainische Schwerpunkt besonders auffällig. Dieser wird vor allem durch den jungen ruthenischen Akademiker Dymitri Prokop repräsentiert, der als eine Hauptfigur des Textes den Ich-Erzähler auf dem Weg nach Lemberg begleitet. Blumenthal charakterisiert ihn äußerst positiv:

„Dymitri war kaum zwanzig Jahre alt, aber in der Politik schon sehr erfahren. Da unsere Ansichten übereinstimmten, fasste er bald eine große Zuneigung zu mir, die sich noch steigerte, als er erfuhr, wie sehr ich den ukrainischen Dichter Taras Schewtschenko verehrte.“¹⁷⁰

Taras Schewtschenko gilt als der Nationaldichter der Ukraine. Seine romantische Lyrik beschwor häufig die Unabhängigkeit der Ukraine, wodurch er zu einem zentralen Symbol der jungen ukrainischen Nationalbewegung wurde. Wie bereits erwähnt, sind in Blumenthals Text sogar zwei Gedichte Schewtschenkos eingewebt, die einen guten ersten Eindruck dessen vermitteln, was Schewtschenko auszeichnet.¹⁷¹

Der junge Dymitri Prokop repräsentiert diese ukrainische Nationalbewegung, was diese stark aufwertet, denn in ihm bündeln sich hehre Attribute wie Intellekt, aber auch Mut, Zuversicht, Loyalität und Opferbereitschaft. Als der junge Ruthene aus einer Lemberger Zeitung von der Gründung eines ukrainischen Jungschützenkorps erfährt, reagiert er euphorisch: „Ich melde mich natürlich sofort und alle meine Lemberger Kollegen werden dabei sein“, rief Dymitri aus. „Wir werden den Kosaken schon tüchtig einheizen. Mein Alter macht mir keine Schwierigkeiten.“¹⁷² Dymitri gebärdet sich überschwänglich und wischt etwaige Einwände bezüglich seines jungen Alters sofort vom Tisch. Den Tod scheint Dymitri nicht zu fürchten, stattdessen ist er von seinem Idealismus beflügelt.

In einer späteren Szene, wenn Dymitri dem Ich-Erzähler von der konspirativen Zusammenrottung von Kosaken in Potokwiec erzählt, kommt seine idealistische Haltung noch deutlicher zum Tragen: „Nicht um uns handelt es sich. Viel Wichtigeres steht auf dem Spiele“, sagte Dymitri. „Wir müssen so schnell als möglich fort, dann können wir vielleicht noch großes Unheil verhüten. [...]“¹⁷³ Dymitri erscheint in der Erzählung als keine Person, die aus individuellen Interessenslagen handelt. Im Gegenteil stellt er sich in den Dienst der Allgemeinheit beziehungsweise dessen, was er als „richtig“ erachtet.

¹⁷⁰ A. a. O., S. 13.

¹⁷¹ A. a. O., S. 13f.

¹⁷² A. a. O., S. 17.

¹⁷³ A. a. O., S. 21f.

Für den Verdienst, die österreichische Armee über das Komplott aufzuklären, werden Dymitri und der Ich-Erzähler in Sokal vom Hauptmann entsprechend geadelt: „Sie haben dem Vaterlande einen großen Verdienst geleistet. Niemals hätte ich daran gedacht, dass uns die Bauern an die Kosaken verraten werden. Es scheint aber, dass der Feind alles versucht hat, um die Landbevölkerung zu gewinnen.“¹⁷⁴

Das Zitat bietet den Anlass, um zu einem weiteren interessanten Punkt in Blumenthals Erzählung überzuleiten. Denn tatsächlich charakterisiert er die Ukrainer nicht per se als positiv. Dymitri als Repräsentanten der jungen Ukrainer inszeniert Blumenthal gewissermaßen als einen Konterpart zu einer namenlosen Masse an Bauern, die sich den Kosaken andienen. Eine Schlüsselszene in diesem Zusammenhang ist die Zusammenkunft des Standgerichts in Sokal. Ein polnischer Schmied aus Potokwiec belastet im Rahmen dessen einige Dorfbewohner, die „russophil“ agitiert hätten.

„Sie drohten uns jedes Mal mit ihren >russischen Brüdern<, die eines Tages das Land überschwemmen würden. >Wartet nur,< sagten sie, >wenn erst unsere Brüder aus dem Russenlande kommen werden, dann werden die Polen und Juden, sowie die österreichischen Schreiber schon sehen, wie es mit unseren Rechten steht.<“¹⁷⁵

In dieser Drohung schwingt eine Vorstellung von Russland als Schutzmacht der Ruthenen mit. Sie artikuliert deutlich eine Ungerechtigkeitserfahrung der Ruthenen gegenüber den anderen Bevölkerungsgruppen Galiziens. Eine solche Wahrnehmung lässt sich historisch belegen, wenn man sie mit den entsprechenden Ausführungen weiter oben vergleicht. Deutlich wird anhand dieses Beispiels allerdings, dass Blumenthals Erzählung dezidiert Bruchlinien innerhalb der Gesellschaft benennt.

Die Charakteristik der „russophilen“ Bevölkerung wird besonders anhand eines Bauern ersichtlich, der schließlich ein Geständnis abzulegen gewillt ist. Interessant ist dabei auch die Wortwahl, welche die Figur in den Text einführt: „Nur ein Bäuerlein schien es mit dem Gewissen bekommen zu haben.“¹⁷⁶ Der Verrat erhält dadurch eine moralische Komponente, indem dem Bauern die Einsicht attestiert wird, etwas „Falsches“ gemacht zu haben.

Der Antagonismus aus „richtig“ und „falsch“ bedarf stets einer Idee, an der er sich scheidet. Nachdem Dymitri das „Richtige“ und der Bauer das „Falsche“ vertritt, wird eine Grundkonzeption der Erzählung ersichtlich. Sie verfolgt eine pro-österreichische und ukrainophile Agenda, was aus weiteren Referenzen noch deutlicher hervorgehen wird.

¹⁷⁴ A. a. O., S. 34.

¹⁷⁵ A. a. O., S. 37.

¹⁷⁶ A. a. O., S. 38.

Der besagte Bauer erklärt in seiner Stellungnahme die Beweggründe für die Kooperation mit den Kosaken:

„Es kamen Fremde in unser Dorf, die zu uns in unserer Sprache redeten. Sie sagten, dass der Kaiser in Wien nichts mehr von uns wissen wolle und dass der mächtige Zar seine Hand über uns halte. Der Russe sei unser Bruder, hieß es. Dem sollten wir helfen. Der Herr Pfarrer war nicht dagegen und auch sonst widersprach keiner [...] War es Verrat an unserem gütigen Kaiser, so verzeihe uns Gott, denn wir hatten niemand, der es schlecht geheißen hätte...“¹⁷⁷

Auch der Bauer misst dem Argument der Schutzmacht in der „russophilen“ Agitation einen wesentlichen Stellenwert bei. Dass der Kaiser nichts mehr von ihnen wisse wolle, mag eine Referenz auf die habsburgische pro-polnische Politik sein. Wie im historischen Teil gezeigt wurde, war nämlich auch diese eine wesentliche Motivation für die Zuwendung zum Zarenreich. Der Verweis auf die „gleiche“ Sprache und dem Pfarrer als Fürsprecher markieren weitere gängige Argumente in der Debatte um die Zugehörigkeit des ruthenischen Volkes in Galizien.

Auffällig an der Aussage des Bauern ist seine Selbststilisierung als Opfer. Er delegiert die Verantwortung an den Pfarrer als Autorität, beziehungsweise benennt das Fehlen anderer Autoritäten, die die Bevölkerung von den Verführungen der Agitatoren geschützt hätten können. Dem Bauer scheint der Verrat am „gütigen Kaiser“ nicht einmal bewusst gewesen zu sein. Das mag angesichts der Situation Kalkül sein, es ist aber gleichzeitig auch eine Typisierung, die weiter im Text erhärtet wird.

Schließlich ergreift auch der Dorfälteste das Wort und erzählt von einem Popen, der ihn für die russische Sache gewinnen wollte. „Verflucht möge er sein, weil er uns mit seinen süßen Reden ins Unglück gebracht hat“, beklagt er und fährt fort: „Was hat er uns nicht alles versprochen! Das Haus des Arendars, sein Vieh und die Felder sollten uns gehören. [...] Keine Steuern und das Geld der Juden und Polen sollte uns gehören... Dreimal verflucht sei er, weil er uns ins Unglück gebracht hat...“¹⁷⁸

Der Dorfälteste spricht sich wie der Bauer von jeglicher Verantwortung frei. Versprechen von einer besseren sozioökonomischen Stellung gegenüber den Juden und Polen betörten ihn. Die ruthenischen Bauern erscheinen im Text als sehr naiv. Die Motivation ihres Handels ist vorrangig in ihrer gesellschaftlichen Stellung zu verorten und weniger in ideologischen Überzeugungen.

¹⁷⁷ A. a. O., S. 38.

¹⁷⁸ A. a. O., S. 40.

Die Bauern konterkarieren damit Dymitri. Sie erscheinen im Text als namenlose Masse, die sich gegenüber den Polen und Juden einer ungerechten Behandlung ausgesetzt sehen. Dass der Kaiser sie nicht mehr wolle, scheint ein probates Argument zu sein und gibt so Rückschlüsse auf die Wahrnehmung der Bauern. Dymitri hingegen ist in privilegierterer Position. Als junger Akademiker ist er Teil einer Elite und Profiteur der österreichischen Politik in Galizien. Er ist nicht gezwungen pragmatisch zu handeln, sondern kann sich den Idealismus leisten. Zu erwähnen ist, dass sich Dymitri dessen bewusst zu sein scheint:

„Hätten wir geahnt, mit welchen Mitteln die russophilen Agitatoren in unserem Lande arbeiten, wir wären von Dorf zu Dorf gewandert und hätten die Bauern aufgeklärt, hätten ihnen erzählt, wie ihre Brüder in Russland unter der Gewalt des Zarbefreiers zu leiden haben. [...] Vielleicht tragen auch wir Ukrainer einen Teil der Schuld, [...] wir hätten noch mehr ins Volk gehen sollen. Dieser Vorwurf bedrückt mich sehr.“¹⁷⁹

Dymitri proklamiert eine Verantwortung für das Handeln der Bauern für sich und seine ukrainophilen Gesinnungsgenossen. Sein charakterliches Portrait wird somit durch die Eigenschaft der Selbstreflexion zusätzlich aufgewertet. Gleichzeitig gibt diese Haltung aber auch weiteren Aufschluss über die Rezeption der Russophilie in Blumenthals Erzählung. Sie erscheint nicht als ein Phänomen, das als politische Gesinnung ernst genommen wird, sondern lediglich als ein intellektuelles Defizit der Bauern. Diese Haltung verfestigt die ukrainophile Tonalität der Erzählung weiter. Russophile Haltung wird mit Naivität, Unmündigkeit und Unwissen konnotiert, während die Ukrainophilie mit Idealismus, Verantwortung und Intellekt besetzt ist.

Es sind jedoch nicht nur solche politischen Grundsatzfragen, die Blumenthals Erzählung als besonders affin im Hinblick auf das Ukrainertum ausweisen. Die Lektüre wird darüber hinaus von verschiedenen Details begleitet, die im ukrainischen Volkstum zu verorten sind. So ist beispielsweise der Kobzar, der zu Beginn der Erzählung am Marktplatz seine Musik vorträgt, auch ein typisches Symbol im ukrainischen Nationalbewusstsein. Dessen Bedeutung wird auch daran ersichtlich, dass eine Gedichtsammlung Schewtschenkos mit „Kobzar“ betitelt ist.¹⁸⁰ Neben den erwähnten Gedichten Schewtschenkos findet sich in der Erzählung auch noch ein ruthenisches Volkslied.¹⁸¹

¹⁷⁹ Vgl. a. a. O., S. 42.

¹⁸⁰ Vgl. Artikel „Kobzars“, in: Encyclopedia of Ukraine, in: <http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CK%5CO%5CKobzars.htm>

¹⁸¹ Blumenthal: Galizien: S. 10, 18f.

Für eine ähnlich detaillierte Charakterstudie der anderen Volksgruppen Galiziens fehlt es Blumenthals Erzählung an entsprechenden Referenzen. Im Gegensatz zu den Ruthenen sind sie zwar unterrepräsentiert, die jeweiligen Textstellen sollen aber dennoch nicht unkommentiert bleiben.

Die Polen tauchen erstmals auf dem Weg des Ich-Erzählers und Dymitris nach Sokal auf, die gemeinsam mit Soldaten vorerst bei einem Mauthäuschen zurückbleiben: „Die Soldaten, durchwegs Polen, schimpften auf die Verräter, die ihren eigenen Boden dem Moskowiter preisgeben wollten und drohten, jeden russophilen Bauern ohne Gerichtsspruch niederzuknallen.“¹⁸² Die polnischen Soldaten gebärden sich hinsichtlich des verübten Verrats besonders martialisch. Während sich Dymitri um einen empathischen Zugang zu den Bauern bemüht, trachten die polnischen Soldaten nach radikaler Vergeltung. Etwaige Kollateralschäden scheinen sie dabei in Kauf zu nehmen.

Die weiteren Vertreter der polnischen Volksgruppe im Text lassen sich der Intelligenzija zurechnen. In Lemberg begegnet der Ich-Erzähler einem polnischen Journalisten, der warnende Worte an ersteren richtet:

„Lassen Sie sich einmal erzählen, was die Russen in den besetzten Orten treiben. Gerade auf die Intelligenz haben sie es abgesehen und auch Sie sollten mit der Abreise nicht länger zögern. Wer weiß, ob man nicht nach alten Sünden forscht und auch Sie haben gegen Russland geschrieben.“¹⁸³

Interessant ist an seiner Aussage vor allem der Rückschluss, den sie auf den Ich-Erzähler erlaubt. Sie bescheinigt ihm, sich gegen Russland engagiert zu haben, wie eben auch der polnische Journalist selbst.

Und schließlich macht der Ich-Erzähler im Zug aus Lemberg die Bekanntschaft mit einem polnischen Lehrer. Zur russischen Besatzung Lembergs äußert dieser sich im Hinblick auf eine österreichische Gegenoffensive optimistisch: „Unsere Soldaten nehmen bereits im Westen der Stadt eine neue Stellung ein. Sie werden die Russen wieder aus dem Lande jagen“¹⁸⁴

Der einfache polnische Soldat, wie auch der polnische Intellektuelle, erscheinen in Blumenthals Erzählung als loyal gegenüber Österreich. Die Rede von „unseren Soldaten“ unterstreicht diese Haltung. In der Russophilie finden sie ein gemeinsames Feindbild. Im Verrat und der Zuarbeit

¹⁸² A. a. O., S. 30f.

¹⁸³ A. a. O., S. 65.

¹⁸⁴ A. a. O., S. 71.

der Russen erkennt der Lehrer den Endzweck der Russophilie in Galizien.¹⁸⁵ Wie die Soldaten erhebt also auch er einen gewissen Generalverdacht.

Die Juden im Text erscheinen vor allem als Opfer der Russen. Erstmals treten sie explizit an der bereits erwähnten Mautstelle vor Sokal in Gestalt von Flüchtlingen in Erscheinung und später in Lemberg ebenso.¹⁸⁶ Im Zug kommt ein Jude zu Wort und gibt Auskunft über seine Gesinnung: „Ich habe zwei Häuser in Lemberg,“ sagte ein Jude. „Wenn ich zurückkehre und nur die leeren Plätze vorfinde, aber die Stadt wieder österreichisch ist, bin ich zufrieden.“¹⁸⁷

Die Juden Galiziens sind in Blumenthals Erzählung wie die Polen pro-österreichisch. Anders als innerhalb der ruthenischen Bevölkerung deutet Blumenthal keine inner-ethnischen Konflikte bzw. pro-russischen Avancen an. Die Juden äußern darüber hinaus auch keine Vorbehalte gegenüber der polnischen Bevölkerung und vice versa ist dem ebenso wenig der Fall. Gegenüber den Ruthenen melden vor allem die Polen im Text Vorwürfe im Sinne russophiler Gesinnung an, aber auch Juden, wie aus dem nächsten Zitat ersichtlich werden wird. Die Ruthenen hingegen sind innerlich gespalten. Die russophilen Bauern hegen Groll gegen die Polen und Juden, während Dymitri sich nicht negativ zu diesen äußert.

Die Russen jedoch sind durchwegs negativ konnotiert, letztlich auch durch die russophilen Bauern, die sich als Opfer ihrer Verführungen sehen. Ihre Darstellungen im Text sind von Brutalität gekennzeichnet. Die geflüchteten Juden berichten an der Mautstelle:

„Am Abend, als das Städtchen schon in tiefster Ruhe lag, waren plötzlich Kosaken in die Stadt gesprengt. Sie schossen auf die wenigen Passanten und steckten eine Reihe von Häusern in Brand. Unter Führung von Bauern, die mit einem Male in großer Zahl auftauchten, plünderten sie auf dem Ringplatz und in den Nebengassen viele Geschäfte und Wohnungen und hinderten die Einwohner, die Flammen zu löschen, sodass sich das Feuer immer mehr verbreitete.“¹⁸⁸

Im Text sind es vor allem die Kosaken, die in Galizien wüstes Unheil verrichten und dabei von den Bauern vor Ort unterstützt werden. Die ruthenischen Bauern sind also nicht nur Wegbereiter der Russen, sondern auch aktiv in den Plünderungen involviert. Im Zug berichtet ein Mann aus Brody hinsichtlich der Kosaken von ähnlichen Verbrechen.¹⁸⁹ Und ein anderer betont abermals die entscheidende Rolle der russophilen Bauern: „Niemals wäre der Feind bis

¹⁸⁵ Vgl. a. a. O., S. 76.

¹⁸⁶ Vgl. a. a. O., S. 31, 47.

¹⁸⁷ A. a. O., S. 71.

¹⁸⁸ A. a. O., S. 31.

¹⁸⁹ Vgl. a. a. O., S. 72.

Lemberg vorgedrungen, wenn der Verrat in unserem eigenen Lande nicht eine so große Rolle gespielt hätte.“¹⁹⁰

Blumenthals Erzählung „Die Schlacht bei Lemberg“ berichtet nicht nur von den brutalen Verbrechen in den Dörfern, sondern auch von der Besetzung Lembergs. In Gorlice beschreibt ein Ingenieur dem Ich-Erzähler, wie sich die Stadt veränderte:

„In der Stadt herrschte eine Grabesstille. [...] Wer es nicht mit angesehen hat, kann sich von der Menge der in die Hauptstadt flutenden russischen Soldaten keinen Begriff machen. [...] Sofort begannen die russischen Behörden zu funktionieren. [...] Es regnete Verbote und Verordnungen. Man schrieb den Einwohnern vor, welcher Sprache sie sich bedienen durften.“¹⁹¹

Über die rohe Brutalität hinausgehend, benennt der Ingenieur also auch die Brutalität des Systems, welches durch Strategien der Russifizierung die Stadt „zu Grabe trägt“.

Die zweite wesentliche Komponente des Mythos von Galizien, nämlich die Glorifizierung des Kaisers und der Monarchie, erscheint in Blumenthals Text auf dem ersten Blick weniger prominent. Zwar spricht der des Verrats überführte Bauer vom „gütigen Kaiser“, doch ist eine systematische Huldigung der Person im Text nicht angelegt. Eine Aufwertung der Monarchie hingegen kann anhand vieler Textstellen belegt werden, die besonders durch die Rezeption der österreichischen Armee ausgewiesen ist.

Die Definition der österreichischen Armee als „unsere Soldaten“ wurde oben schon angesprochen, begegnet dem Leser aber an mehreren Stellen im Text. Die Identifikation der Bevölkerung mit ihr zeigt sich darüber hinaus beispielsweise auch in Form einer Spendenverteilung in Lemberg: „An der Spendenverteilung beteiligt sich besonders die ärmere Bevölkerung. [...] Die Leute sind stolz darauf, jedem Soldaten ein Gläschen Sodawasser oder auch nur eine Zwetschke verabreichen zu können.“¹⁹²

Die österreichische Armee erfährt in Blumenthals Text Anerkennung und Dankbarkeit durch einen Querschnitt der Gesellschaft. Sie ist deshalb ein wichtiger Anknüpfungspunkt, wenn der Frage nach dem Mythos Galizien in der Erzählung nachgegangen werden soll.

Besonders im Angesicht des russischen Feindes wird die Armee, damit aber auch die Monarchie, aufgewertet. „Das Eintreffen des österreichischen Militärs hatte die Einwohner, die gefürchtet hatten, dass die ganze Stadt in Rauch und Flammen aufgehen werde, beruhigt und

¹⁹⁰ A. a. O., S. 75.

¹⁹¹ A. a. O., S. 82.

¹⁹² A. a. O., S. 44.

viele machten sich daran, ihre Sachen wieder in die Wohnungen zu bringen.“¹⁹³ In Blumenthals Erzählung ist die österreichische Armee der Garant des Friedens und der Ordnung in Galizien. Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang auch das bereits thematisierte Standgericht, das letztlich für 28 Angeklagte mit dem Tod durch Erhängen endet.¹⁹⁴ Blumenthal reißt damit ein kontroverses Thema an, welches der Fotohistoriker Anton Holzer in einer seiner Monographien als den „unbekannten Krieg gegen die Zivilbevölkerung“ bezeichnet.¹⁹⁵ Doch die Erzählung lässt eine kritische Perspektive auf die von der österreichischen Armee begangene Gewalt vermissen. Im Gegenteil untermauert sie die Wehrfähigkeit in einem gerechten Krieg gegen Russland.

Auch die Darstellung der verübten Gewalt ist bezeichnend für die Erzählung. Während allen voran die Kosaken ungehemmt morden und brandschatzen, diktiert das russische Besatzungsregime der Lemberger Bevölkerung strenge Gesetze und Verordnungen. Das österreichische Standgericht hingegen erscheint als gesitteter und gerechter Prozess. Selbst Dymitri merkt zur Exekution an, dass „[die] Verurteilten [...] ihr Schicksal verdient [haben]“.¹⁹⁶

Mit Blick auf die Geschehnisse an der Front zeichnet sich die Erzählung durch einen großen Optimismus aus. „In der Stadt herrscht großer Jubel. [...] Auf galizischen Boden tobt die Schlacht noch weiter, aber man ist voll Zuversicht auf den Ausgang dieses Kampfes“, schildert beispielsweise der Ich-Erzähler die Lage am 25. August in Lemberg.¹⁹⁷ Aus Zeitungen und Erzählungen erfährt der Ich-Erzähler dort so manches zu aktuellen Geschehnissen, sowohl von Siegen, als auch von Niederlagen der österreichischen Armee. Aber selbst Nachrichten der letzteren Art werden ad hoc relativiert: „[...] wir werden die Scharte schon auswetzen.“¹⁹⁸

Das ungebrochene Vertrauen der meisten Bevölkerungsteile in die österreichische Armee als Stellvertreter für die Monarchie konstituiert im Text einen Nimbus von Gerechtigkeit, Ordnung, Zuversicht und Zusammenhalt. Sie kann insofern als mythische Komponente interpretiert werden. Augenscheinlich ist jedoch auch das Pathos in der Rezeption, weshalb sie immer zwischen Mythos und Propaganda oszilliert.

¹⁹³ A. a. O., S. 33f.

¹⁹⁴ A. a. O., S. 40.

¹⁹⁵ Vgl. Holzer, Anton: Das Lächeln der Henker. Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914-1918, Darmstadt 2014.

¹⁹⁶ A. a. O., S. 42.

¹⁹⁷ A. a. O., S. 49.

¹⁹⁸ A. a. O., S. 51.

5.3. Propaganda in „Die Schlacht bei Lemberg“

Die potentiell propagandistischen Anleihen in Blumenthals Werk sind alleine schon am Titel ersichtlich. „Der Wall im Osten“ verweist zweifelsohne auf den erörterten Diskurs um Galizien als *Antemurale christianitas*. Auch in der Erzählung „Die Schlacht bei Lemberg“ finden sich Passagen, die in dieser Idee zu verorten sind.

Auf dem Weg des Ich-Erzählers nach Lemberg beschreibt er die Umgebung, die Dymitri und er durchstreifen:

„Und die Straße wand sich in die Ferne. [...] Ab und zu tauchte ein Grabhügel aus den Tatarenkriegen auf. Mehr als ein Dutzend solcher Grabhügel konnte ich auf dem Wege zählen, und da musste ich daran denken, wie oft auf diesem Boden die Kämpfe gegen die Heiden, die gen Westen ziehen wollten, ausgefochten worden waren. Seit jeher war Galizien der Damm, der Europa vor dem Überfluten der heidnischen asiatischen Scharen bewahrt hatte. Nun sollte hier dem Vordringen der Kosakenhorden Einhalt geboten werden.“¹⁹⁹

Die Schilderung ist geradezu prototypisch. In ihr manifestieren sich mehrere Komponenten des *Antemurale*-Diskurses, wie ihn Woldan charakterisiert. Zuvorderst ist es die Stabilität des Diskurses durch die Austauschbarkeit der Protagonisten. Im Zitat ist der Feind einerseits mit den Tataren besetzt und andererseits mit den zeitgenössischen „Kosakenhorden“, jedenfalls aber mit „heidnischen asiatischen Scharen“. Die historische Parallele suggeriert ein Kontinuum der Bedrohung für den „Westen“ durch vermeintlich minder zivilisierte Völker jenseits Galiziens. Anhand oben aufgeführter Beispiele wurde bereits ersichtlich, wie allen voran die Kosaken, aber auch die Russen in Blumenthals Erzählung konnotiert werden: Als mordende und brandschatzende Barbaren und als Regime, welches während der Besatzung Lembergs die Bevölkerung mit Verordnungen und Verboten gängelt und somit eine Antithese zum „Westen“, zur österreichischen Armee und zur Habsburgermonarchie bildet, die ihrerseits von der Bevölkerung bejubelt wird.

Später im Text fragt sich der Ich-Erzähler angesichts der Kämpfe in Galizien: „Wird es unseren Soldaten gelingen, die ungeheuren Massen des Russenheeres zurückzudrängen? Was wird das Schicksal dieser Stadt sein, wenn die Kosakenhorden das Land überschwemmen?“²⁰⁰ und rückt die Bedrohung durch den militärischen Feind anhand des verwendeten Vokabulars in die Nähe von Naturkatastrophen. Damit stellt er bereits implizit Tod und Verwüstung in Aussicht,

¹⁹⁹ A. a. O., S. 19.

²⁰⁰ A. a. O., S. 56.

während „unseren Soldaten“ die Aufgabe zuteilwird, dagegen anzukämpfen. Der Krieg beschränkt sich damit nicht mehr alleine auf militärische Scharmützel, sondern wird zum Kampf gegen eine höhere Gewalt stilisiert.

Dieser Stilisierung ist bereits ein unausgesprochenes Pathos zugunsten der österreichischen Soldaten inhärent, als dass sie den Mut aufbringen, sich einer solche Bedrohung überhaupt entgegenzustellen. Weiter im Text artikuliert der Ich-Erzähler diese Bewunderung auch explizit und bedient sich dafür wieder des Bildes vom Wall:

„Bei Przemyslany konnte man die Österreicher kämpfen sehen! Mit wahren Heldenmut rangen sie mit dem überlegenen Gegner. Eng und heiß war es auf der Przemyslaner Chaussee und die Unsrigen fielen zu Tausenden, aber die Linie war im Nu wieder ausgefüllt. Und die Haufen der Gefallenen liegen wie ein Wall vor dem vordringenden Feind...“²⁰¹

Der Gegner erscheint auch in dieser Variante als überlegener Kontrahent und nun wird auch der angedeutete Mut dezidiert angesprochen. Wesentlich an diesem Zitat ist ferner der Hinweis auf die zahlreichen Opfer, die die österreichische Armee zu beklagen hat. Denn auch er transportiert keineswegs eine Botschaft des Schreckens im Sinne einer Antikriegsagenda, sondern stiftet dem Verlust von Menschen einen hehren Zweck. Es sind in letzter Konsequenz die Gefallenen, die den Wall bilden, der „den Westen“ vor „den Barbaren“ schützt.

Der Tod des einzelnen Soldaten markiert so nicht mehr dessen Ende, sondern einen Beitrag zu etwas Bedeutenderem. Er stirbt somit regelrecht als Märtyrer, womit auch in Blumenthals Erzählung Anleihen an entsprechende propagandistische Rhetorik ausfindig gemacht werden können. Wie bei Przybyszewski verliert der Tod damit nämlich seine Relevanz.

Wie gezeigt wurde, ist auch die Beschwörung einer neuen starken Einheit innerhalb der Gesellschaft ein Motiv der Propaganda im Ersten Weltkrieg. Mit Ausnahme der verführten ruthenischen Bauern findet sich in Blumenthals Text eine breite Basis widergespiegelt. Die jungen Ukrainer, die Polen und die Juden erscheinen darin loyal zu Österreich. Dieser Bund ist nicht nur durch ihre Loyalität begründet, sondern mehr noch in Abgrenzung zu Russland: „Eine Erregung hat alle Schichten der Bevölkerung ergriffen und der Hass gegen Russland erfüllt die Gemüter.“, fasst der Ich-Erzähler die Stimmung in Lemberg zusammen.²⁰² Zu den Sitsch-Schützen, denen sich Dymitri in Lemberg anschließt, konstatiert der Erzähler darüber hinaus: „Der Hass gegen die Unterdrücker ihres Volkes hat die jungen Leute zusammengeführt, und

²⁰¹ A. a. O., S. 58.

²⁰² A. a. O., S. 44.

sie kennen nur ein Ziel: Dem Moskowiten so viele Verluste wie möglich beizubringen.“²⁰³ Blumenthals Text beschreibt den Hass auf Russland also nicht lediglich als diffuse Emotion, sondern legitimiert ihn mit dem Hinweis auf die Unterdrückung im Zarenreich, von deren Mechanismus auch die Lemberger Bevölkerung im Zuge der Besatzung einen Eindruck bekommt. Hervorzuheben ist jedenfalls abermals der Umkehrschluss, dass damit das Aufbegehren gegen Russland nicht nur militärisches Unterfangen ist, sondern ein humanistisches. In Blumenthals Erzählung erscheint der Krieg der Österreicher somit definitiv als ein gerechter.

Im Kapitel zu Schriftsteller und Propaganda wurde auch der Aspekt der Kriegsschuld thematisiert. Es wurde genau auf diesen Sachverhalt hingewiesen, dass nämlich jene Staaten, die gegen die Mittelmächte in den Krieg zogen, subversive Ziele verfolgt hätten. Gerade auch die Propagandaschrift von Verax verdeutlichte dies, in welcher er dem Zarenreich vorwarf, die slawische Welt und insbesondere die Ukrainer unter „moskowitische Knute“ zwingen zu wollen. Diese Idee beherrscht auch Blumenthals Erzählung, wenn man sie hinsichtlich der Kriegsmotivation Russlands befragt. Auskunft gibt vor allem der Gymnasialprofessor v. L., den der Ich-Erzähler in Lemberg trifft und der gute Kontakte zu militärischen Kreisen unterhalten soll. Er gibt sich überrascht über die russische Vehemenz, Lemberg erobern zu wollen und führt aus: „Ich weiß nicht, welcher Zweck damit verfolgt wird. Das Prestige allein kann für die großen Opfer nicht ausreichend sein. Ich glaube, dass es Russland darum geht, die galizischen Ruthenen unter das moskowitische Joch zu beugen.“²⁰⁴

Mit der Rede von einem „moskowitischen Joch“ wird zweifelsohne auf den zeitgenössischen propagandistischen Diskurs gegen Russland verwiesen, beziehungsweise dieser regelrecht zitiert. Über dieses Signalwort hinausgehend, gibt dieses Textbeispiel aber noch weitere Aufschlüsse über die Rezeption des Kriegsgegners. Die angemeldete Irritation bezüglich der russischen Absichten spricht dem Zarenreich ein rationales Vorgehen ab und der Hinweis auf die hohen Opferzahlen, die dieses dabei in Kauf nimmt, rückt es dementsprechend in die Nähe eines beinahe wahnhaften Verhaltens.

Letztendlich ist aus der propagandistischen Perspektive auch der vermeintlich ukrainophile Schwerpunkt in Blumenthals Text zu erklären. Mit diesem verhält es sich wie in der Propagandaschrift Verax‘. In erster Linie ist er nämlich weniger den Sympathien der Autoren geschuldet, sondern vielmehr dem Potenzial der Instrumentalisierung für politische Agitation. Primär dient das ruthenische Volk zur Veranschaulichung des panslawischen Programms,

²⁰³ A. a. O., S. 46.

²⁰⁴ A. a. O., S. 58.

welches Russland in der Propaganda als primitive Begründung für den Krieg unterstellt wird. Anhand der Ruthenen wird gezeigt, mit welcher Raffinesse, aber auch Brutalität dieses Interesse in Galizien verfolgt wird und wie sehr Russland dadurch mit der „gerechten“ und „zivilisierten“ habsburgischen Monarchie opponiert.

Über die Darstellung hinausgehend, ist es in Blumenthals „Die Schlacht bei Lemberg“ auch die Erzählperspektive, die in diesem Sinne funktioniert. In der Erzählung ist es vor allem Dymitri, mit dem sich der Leser neben dem Ich-Erzähler am meisten identifizieren kann. Wie ausgeführt wurde, versammeln sich in seiner Person eine Reihe von erstrebenswerten Tugenden, aber auch der (legitimierte) Hass gegen Russland. Diesen nimmt die Erzählung schon früh vorweg, wenn der Ich-Erzähler bemerkt, dass „seine Augen leuchteten, wenn er gegen den Zarismus loszog“.²⁰⁵ Mit der Identifizierung durch den Leser erfolgt auch eine Übernahme der Perspektive, die sich im Zuge der Lektüre kontinuierlich bestätigt. Während sich Verax‘ Agitation gegen Russland historisch ausnimmt, erfolgt sie in Blumenthals Erzählung zusätzlich über die Empathie des Lesers für die Figuren im Text.

Schließlich ist es der Ich-Erzähler, auf dem dies in größtem Ausmaß zutrifft. Alleine schon die Erzählsituation suggeriert dabei eine gewisse Authentizität und Glaubwürdigkeit hinsichtlich des Geschilderten, doch ferner ist es die wenig erörterte Identität eben dieses, die es dem Leser ermöglicht, dem Erzähler auch emotional zu folgen. Der Text gibt keine endgültigen Aufschlüsse darüber, ob der Erzähler Pole, Ruthene oder Jude ist. Er ist „Österreicher“ und ermöglicht somit eine Parteinahme gegen Russland jenseits nationaler Partikularinteressen. Der Ich-Erzähler liefert dem Leser im Hinterland eine Perspektive auf den Krieg im Osten und legitimiert ihn. Er verkörpert damit einerseits den Mythos von Galizien und dadurch andererseits die Rechtfertigung für den Krieg.

5.4. Der Mythos in „Unter russischer Herrschaft“

Hinsichtlich der ethnischen Zusammensetzung in dieser Erzählung muss konstatiert werden, dass sie – anders als in „Die Schlacht bei Lemberg“ wenig ausdifferenziert ist. Hauptprotagonist ist der „Großhändler M.“. Es kann ob der Bevölkerungszusammensetzung Stanislaus und des Berufsstandes zwar angenommen werden, dass es sich um einen Juden handelt, doch explizit wird dies nicht thematisiert. Daneben treten noch die Russen und ihre Kosaken in Erscheinung,

²⁰⁵ A. a. O., S. 13.

die „österreichische“ Armee, Juden und die Stadtbevölkerung von Stanislau als ethnisch nicht weiter definiert.

Ähnlich wie in der ersten Erzählung zeichnet sich auch in dieser die Bevölkerung durch eine loyale Einstellung zu Österreich aus. Am 9. November 1914 berichtet der Erzähler von einer Begebenheit, die sehr an die besprochene Spendenvergabe in „Die Schlacht bei Lemberg“ erinnert:

„Heute um die Mittagsstunde kam ein Zug gefangener österreichischer Soldaten durch die Stadt. Die Leute liefen zusammen und brachten an Nahrungsmitteln, was sie gerade bei der Hand hatten, herbei, um sie unter die Österreicher zu verteilen. Die Kosaken duldeten nicht, dass man die Gefangenen beschenke und stießen die Leute weg, aber vergebens.“²⁰⁶

Wie in der entsprechenden Passage der anderen Erzählung dient auch hier die Schenkung als symbolisches Bekenntnis zu Österreich. Und auch die Opferbereitschaft, die vorher durch die bescheidenen Gaben der Ärmsten ausgedrückt wurde, begegnet dem Leser nun wieder. Ohne Rücksicht auf persönliche Umstände wird hergegeben, „was gerade bei der Hand ist“. Dass die Bevölkerung damit den Kosaken zuwiderhandelt, untermauert nur die Selbstlosigkeit der Bürger, die damit ihre Unversehrtheit aufs Spiel setzen. Denn ein Jude musste schon vorher im Text für seine Loyalität mit dem Leben bezahlen: „Am Nachmittag hörte ich, dass die Kosaken in der Vorstadt einen jungen Juden erschossen, weil er ihnen den Weg, den die Österreicher genommen hatten, nicht angeben wollte.“²⁰⁷

Die Textstelle gibt sowohl stellvertretend Auskunft über die Einstellung der Juden zu Österreich, als auch über das Verhalten der Russen beziehungsweise der Kosaken, welche anschließend noch charakterisiert werden. Hinsichtlich der Rezeption der habsburgischen Monarchie innerhalb der Bevölkerung ist jedoch noch eine weitere Bemerkung des Erzählers relevant: „Aber, welche Leiden uns auch noch beschert sein mögen, verlieren wir doch keinen Augenblick die Hoffnung, dass wir von dieser Horde befreit werden und wieder unter die humane österreichische Regierung kommen.“²⁰⁸

Die Darstellung der Russen und der Kosaken kann somit bereits erahnt werden. Wie in „Die Schlacht bei Lemberg“ sind sie zuvorderst als brutal und unzivilisiert ausgewiesen.

²⁰⁶ A. a. O., S. 111.

²⁰⁷ A. a. O., S. 107f.

²⁰⁸ A. a. O., S. 113f.

„Am meisten haben wir von den Kosaken auszustehen. Sie benehmen sich so, als wenn sie keine Vorgesetzten über sich hätten, überfallen die Leute am helllichten Tag und schleppen aus den Lokalen fort, was ihnen passt. Es macht den Eindruck, als wenn sie auf das Rauben ein Privilegium bekommen hätten.“²⁰⁹

Wieder sind die Kosaken Sinnbild wüster Anarchie, doch nun lediglich die Speerspitze des kriminellen Verhaltens, welches die russische Besatzung mit sich bringt. Denn bald beteiligen sich auch ordentliche Angehörige der russischen Armee an den Plünderungen und verschlechtern die Lage der Stanislauer Bevölkerung. „Groß ist die Not unter der Bevölkerung. Hohe österreichische Beamte essen mit ihren Familien in der Volksküche. Ein Ingenieur verdient sein Brot als Kutscher, ein kaiserlicher Rat handelt mit Viktualien.“²¹⁰

Die Ordnung ist durch die russische Herrschaft in ihren Grundfesten erschüttert. Das Leben wird zum Improvisorium, selbst für die Angehörigen vormals noch privilegierter Schichten der Gesellschaft. Wie in „Die Schlacht bei Lemberg“ ist die Ankunft der Russen in der Stadt also nicht nur von der Gewalt auf der zwischenmenschlichen Ebene begleitet, sondern begründet auch eine systemische Zäsur. Die „humane österreichische Regierung“ besetzt den Gegenpol dessen, was das russische Regime in Stanislau auszeichnet: „Täglich erscheint irgendeine neue Kundmachung des Stadtkommandanten und jede Verordnung jagt uns einen Schrecken ein, denn schwer ist es, alles, was von uns verlangt wird, zu befolgen.“²¹¹ Mit den Russen kehrt auch die Angst in Stanislau ein. Ein würdiges Leben wird alleine schon dadurch verunmöglicht, dass abermals Gesetze die Bevölkerung ans Gängelband nehmen: „Die feindliche Invasion hat der Stadt bereits ihr Gepräge aufgedrückt, die Menschen gehen ängstlich umher, wie von einer schweren Last gebeugt.“²¹²

Neben restriktiven neuen Verordnungen ist es vor allem die Willkür im besetzten Stanislau, die der Bevölkerung Sorge bereitet. Einzug hält diese verstärkt mit der Ankunft von Mitgliedern der russischen Ochрана, also Angehörigen des zaristischen Geheimdienstes.

„Viele angesehene Bürger sind ohne jeden Grund hinter Schloss und Riegel gesperrt worden, und es heißt, dass sie nach Sibirien verbannt werden sollen. Man sagt ihnen nicht, was sie verbrochen haben; es genügt, dass sie keine Freunde der russischen Regierung sind. In der Stadt wimmelt es von Spitzeln.“²¹³

²⁰⁹ A. a. O., S. 108.

²¹⁰ A. a. O., S. 110.

²¹¹ A. a. O., S. 108.

²¹² A. a. O., S. 110.

²¹³ A. a. O., S. 112.

Letztlich wird sogar der Erzähler selbst Opfer des neuen Systems und gerät in Haft. Die Begründung lautet „Unverlässlichkeit“ und der Erzähler erklärt: „Täglich werden einige Dutzend Bürger ins Gefängnis eingeliefert und wie Sträflinge behandelt. Auf diese Weise sollen wir lernen, die Regierung des Zaren zu lieben.“²¹⁴

Aus der Zeit seiner Inhaftierung berichtet der Erzähler von einer interessanten Begebenheit mit einem russischen Offizier, von dem sich herausstellt, er sei früher im ansässigen Kino tätig gewesen.²¹⁵ Die Erzählung spart also auch Profiteure der russischen Besatzung nicht aus. Anders als in „Die Schlacht bei Lemberg“ werden Kollaborateure nicht als verführt und getäuscht dargestellt, im Gegenteil schwingt in der Rede des nunmehrigen Offiziers eine Leichtigkeit und ein gewisser Stolz ob seines Karriereaufstiegs mit.

Ebenfalls in Unterscheidung zur erst analysierten Erzählung aus Blumenthals Band sind gewisse Nuancen der Menschlichkeit in einzelnen Begegnungen mit den Russen. Zum Einmarsch notiert der Erzähler: „Einige russische Soldaten traten zu uns und baten um Brot. Rasch kauften wir so viele Brote, wie wir nur auftreiben konnten, und verteilten sie unter die Soldaten, die uns erzählten, dass sie seit zwei Tagen hungerten.“²¹⁶ Obwohl die Passage durch das weitere Verhalten der Russen in Stanislau drastisch konterkariert wird, bietet das Zitat einen gewissen empathischen Zugang zum Kriegsgegner an, insofern, als es auch auf seine Entbehrungen hinweist.

Eine weitere Textstelle attestiert den russischen Soldaten ein zumindest rudimentär vorhandenes Unrechtsbewusstsein. Der Erzähler schildert die Plünderung eines Kramladens durch zwei Soldaten. Die Betreiberin bittet den Erzähler um seine Hilfe, schließlich sei ihr Mann im Krieg. Der Erzähler tritt also in den Laden und konfrontiert die Russen mit ihren Vergehen. Er legt ihnen zwei Kronen auf den Tisch, fordert aber, die Frau in Ruhe zu lassen.²¹⁷

„Die Soldaten sahen mich an und meine Worte blieben nicht ohne Eindruck auf sie. Der Eine stieß das Bündel, das sie bereits fertig hatten, mit dem Fuße weg und verließ brummend das Lokal. Der Andere zögerte eine Weile, dann folgte er, die Achseln zuckend, seinem Kameraden. Die zwei Kronen hatten sie nicht mitgenommen. Es scheint, dass sie sich ihrer Tat geschämt haben.“²¹⁸

Österreich tritt nicht nur als „humane Regierung“ im Kontrast zum russischen Regime in Erscheinung, sondern auch in Form eines österreichischen Sanitätssoldaten. Er ist Retter in

²¹⁴ A. a. O., S. 115.

²¹⁵ A. a. O., S. 116.

²¹⁶ A. a. O., S. 107.

²¹⁷ Vgl. a. a. O., S. 110f.

²¹⁸ A. a. O., S. 111.

höchster Not, als der Erzähler bereits abtransportiert werden soll. Nachdem sich nämlich dieser aus dem Wagen stürzt, eilt der Sanitäter herbei und bejaht die Frage des russischen Offiziers, ob der Erzähler aus dem Lazarett komme. So wird er wieder in die Stadt zurückgeführt und entgeht seiner Deportation.²¹⁹ Der österreichische Sanitätssoldat fungiert also als persönlicher Schutzengel des Erzählers. Die österreichische Armee zu Ende der Erzählung schließlich als Erlöser der Bevölkerung von Stanislau:

„Am 20. Februar, als die Österreicher in Stanislau einzogen, wurde ich aus dem Gefängnis entlassen. Die Stanislauer Bevölkerung hat die Unsrigen mit ungeheurer Begeisterung empfangen. Viele weinten vor Freude. Manche Soldaten wurden von den Frauen umarmt und geküsst. Alle Glocken läuteten. Es war ein großer Festtag für die geplagten Bewohner Stanislaus.“²²⁰

Die Rückeroberung Stanislaus wird als Befreiung inszeniert und der Erzähler endlich auch wortwörtlich befreit. Aufgrund einer erneuten Formierung der Russen vor der Stadt verlässt der Erzähler jedoch die Stadt, „um nicht ein zweites Mal unter russische Herrschaft zu geraten.“²²¹

5.5. Propaganda in „Unter russischer Herrschaft“

Anders als „Die Schlacht bei Lemberg“ ist diese Erzählung wenig literarisch stilisiert. Es fehlen stark gezeichnete Hauptprotagonisten wie Dymitri und es fehlt auch eine Geschichte, die erzählt wird. Stattdessen dominiert eine nüchterne Wiedergabe von erlebten Begebenheiten, die Authentizität vorgeben und eine unmittelbare Anteilnahme an den Folgen der russischen Besatzung in Stanislau ermöglichen.

Die Textform, die stellenweise auch in der ersten Erzählung zur Anwendung kommt, verfolgt der Autor hier viel radikaler. Nur die Darstellung der Ereignisse ist in „Unter russischer Herrschaft“ relevant, nicht ihre Interpretation. Das erklärt die fehlenden Referenzen auf propagandistische Diskurse, wie dem Antemurale-Diskurs. Damit ist jedoch nicht gesagt, dass der Text frei von propagandistischen Strategien sei, sie sind jedoch subtilerer Natur.

In erster Linie ist es die abermals beschworene Dichotomie zwischen Russland und Österreich, beziehungsweise zwischen der Schreckensherrschaft und der „humanen österreichischen Regierung“. Die Glorifizierung der habsburgischen Monarchie als konstituierendes Element

²¹⁹ Vgl. a. a. O., S. 119.

²²⁰ A. a. O., S. 120.

²²¹ Ebd.

des Mythos geht auch hier wieder mit der Diffamierung des Kriegsgegners Hand in Hand. Der Krieg beschränkt sich nicht auf die militärische Auseinandersetzung, sondern vielmehr sind die Konfliktparteien derart konnotiert, dass der Krieg stets als ein Stellvertreterkrieg zwischen Gut und Böse fungiert. Blumenthal greift in seiner Erzählung „Unter russischer Herrschaft“ zwar auf weniger plakative Metaphorik zurück, zwischen den Zeilen lassen sich aber ähnliche Narrative herauslesen wie in „Die Schlacht bei Lemberg“.

Auch die Bevölkerung, die geschlossen loyal zu Österreich in Erscheinung tritt, ist ein Element zwischen Mythos und Propaganda. Mythisch in dem Sinne, dass die sozialen und nationalen Bruchlinien, die im historischen Teil erörtert wurden, zugunsten einer galizisch-österreichischen Schicksalsgemeinschaft außenvorgelassen werden, und propagandistisch, dass damit ein Kollektiv beschworen wird, welches sich in erster Linie durch die Ablehnung Russlands definiert. Eine solche Konstellation konnte für „Die Schlacht bei Lemberg“ auch nachgewiesen werden.

Schließlich kann nicht außer Acht gelassen werden, dass auch „Unter russischer Herrschaft“ nur einen Beitrag in einem Erzählband darstellt, dessen Programmatik durch den Titel „Der Wall im Osten“ ohnehin sehr deutlich vorweggenommen wird. Die Lektüre einer jeden Erzählung geschieht mit dem Vorwissen um den Antemurale-Diskurs und dementsprechend werden die jeweiligen Sujets kontextualisiert. In den analysierten Texten ist somit auch ohne dezidierte Referenzen auf die propagandistischen Diskurse der Zeit klar, inwiefern die auftretenden Figuren und Ereignisse zu interpretieren sind. Nämlich als der Kampf zwischen Zivilisation und Barbarei auf dem exponierten galizischen Boden, dem „Wall im Osten“.

5.6. Abschließende Bemerkungen zu Blumenthals „Galizien. Der Wall im Osten“

Anhand zweier ausgewählter Texte aus Blumenthals Erzählband konnte sowohl eine Mythisierung, als auch eine Instrumentalisierung Galiziens nachgewiesen werden, wenngleich sich beide Narrative komplementär zueinander verhalten.

Sowohl in „Die Schlacht bei Lemberg“, als auch in „Unter russischer Herrschaft“ kann der Mythos Galizien im Sinne der eingangs eingeführten Definition ausfindig gemacht werden. Die Bevölkerungsgruppen, sofern sie differenziert sind, bilden eine Art Schicksalsgemeinschaft, die sich vor allem durch die Loyalität zu Österreich auszeichnet. Abweichler, wie die russophilen ruthenischen Bauern, werden als naiv und verführt entschuldigt, beziehungsweise treten so marginal in Erscheinung, dass sie für eine breite Ablehnung der habsburgischen Monarchie

nicht repräsentativ sind. Diese wird in beiden analysierten Texten zu einem gerechten und menschlichen Regime stilisiert, dessen Soldaten Tapferkeit, Heldenmut und Opferbereitschaft attestiert werden.

Der spezifische Mythos von der multiethnischen und loyalen Gemeinschaft und der gerechten Monarchie bleibt jedoch kein Selbstzweck, sondern kann auch als propagandistische Strategie gegengelesen werden. Im Angesicht des russischen Kriegsgegners, inklusive dessen Kosaken als besonders brutalem Feindbild, konstituiert sich ein Antagonismus zwischen Österreich und Russland, dessen Pole letztlich mit Recht und Willkür, Verteidigung und Aggression und schließlich Gut und Böse eindeutig besetzt sind. Der Mythos Galizien avanciert zur Voraussetzung typischer Propagandadiskurse, allen voran dem des Antemurale, der das Motto von Blumenthals Erzählband darstellt.

Darüber hinaus konnten noch weitere Elemente nachgewiesen werden, die als zeitgenössische Propaganda erörtert wurden. Die Darstellung der russischen Kriegsziele als irrational und knechtend gegenüber den österreichischen als gerechtfertigt und befreiend wurde genauso nachgewiesen wie eine stellenweise Glorifizierung des Kriegs gegen Russland, im Zuge derer selbst der Tod seinen Schrecken verliert.

Blumenthals Erzählband ist in seiner Form kein propagandistisches Pamphlet wie die Schrift von Verax. Er ist eine Sammlung unterschiedlicher Texte, mit mehr oder weniger politischer Färbung. Für die beiden analysierten Texte steht der Rückgriff auf einschlägige propagandistische Strategien jedoch außer Frage und alleine der Titel des Bandes weckt eine entsprechende Erwartungshaltung des Lesers.

6. Simon Spund: „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislau“

6.1. Einführende Bemerkungen zu Autor und Werk

Informationen zu Simon Spund gibt es kaum. In einem Portrait zur polnischen Künstlerin Maria Jarema, herausgegeben für das Nationalmuseum in Krakau, taucht Simon Spund als „populärer Lemberger Journalist“ auf.²²² Weitere Recherche ergab, dass er in dieser Funktion unter anderem für die Zeitung „Chwila“ tätig war.²²³ Daneben war Spund auch Dichter und Autor.²²⁴

²²² Vgl. Małodobry, Agata: Maria Jarema (Kolekcja Muzeum Narodowego w Krakowie), Krakau 2008, in: http://www.bosz.com.pl/resources/Maria_Jarema.pdf S. 9.

²²³ Vgl. Birenbaum, Halina: Poems before and within the flood, in: <http://www.zchor.org/birenbaum/poemy.htm#szymon2>

²²⁴ Ein Gedichtbeispiel findet sich ebd.

1939 erschien „Miasto obłąkanych. Faktomontaż z Kulparkowa“.²²⁵ Spunds journalistische Tätigkeit, sowie diese „Faktenmontage“ aus einem Teil Lembergs deuten darauf hin, dass Spund nach der geschilderten Flucht in seinem Text „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislaw“ nach Galizien zurückkehrte. Auch die zentrale Datenbank zu den Schoah-Opfern des Yad-Vaschem-Museums lokalisiert Lemberg als Spunds Aufenthaltsort.²²⁶ Als Quelle dient eine „Liste von Flüchtlingen“, was eine Flucht vor den Nationalsozialisten nahelegt. 1947 erschien Koppel Holzmanns „Ziemia bez Boga“.²²⁷ Das Vorwort verfasste Szymon Spund. Insofern kann leichter Optimismus angemeldet werden, dass Spund als einziger Autor des gewählten Textkorpus den Holocaust überlebte.

Anders als bei Blumenthals Erzählband, handelt es sich bei Spunds Text um „selbsterlebte Schilderungen“, wie der Untertitel behauptet. Er erschien 1915 im Selbstverlag, nachdem der Autor nach seiner Flucht aus Galizien in Budweis strandete. Davon berichtet eine kurze Stellungnahme, die den eigentlichen Text anstelle eines Vorworts einleitet:

„Es soll meine geehrten Leser nicht in Staunen versetzen, wenn Einiges aus meinen selbsterlebten Schilderungen konfisziert wurde. Es ist dies nicht meine Schuld, sondern die Zensur strich mir die betreffenden Stellen mit der Bemerkung, dass solche jetzt während des Krieges nicht veröffentlicht werden sollten. Ich hoffe aber zuversichtlich, dass ich in der demnächst erscheinenden Beschreibung meiner Flucht, den Lesern für das hier leider Fehlende vollkommen Ersatz leisten werde.“²²⁸

Neben dem Hinweis auf die eigene Flucht ist ferner die angesprochene Zensur interessant. Ihr könnte eine besonders kritische Darstellung zum Opfer gefallen sein, aber auch besonders explizite Verleumdungen des Kriegsgegners. Nachdem sich Spunds Text durch seine teilweise rabiaten Tiraden auszeichnet, ist letzterer Grund nicht abwegig.

Den Ton, in welchem Spund seine Erlebnisse schildert, charakterisiert der Autor als authentisch:

„Ich werde in keinem Hochstile, in keiner Salonsprache mein Erlebtes erzählen; nur einfacher, bescheidener Ton soll das Geschilderte zieren; ich möchte wohl vom Herzen zum Herzen sprechen – und hoffentlich wird mir das auch gelingen.“²²⁹

²²⁵ Vgl. Veröffentlichungen Simon Spunds, in: <http://www.worldcat.org/identities/viaf-12673674/>

²²⁶ Eintrag „Szymon Spund“ in zentraler Datenbank zu den Schoah-Opfern, in : https://yvng.yadvashem.org/index.html?language=en&s_lastName=spund&s_firstName=simon&s_place=

²²⁷ Inserat zu „Holzman, Koppel: Ziemia bez Boga“, in: <http://ksiazki.antykwarjat.biz/object/index/id/51963>

²²⁸ Spund, Simon: Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislaw. Selbsterlebte Schilderungen, Budweis 1915, S. 3.

²²⁹ A. a. O., S. 5.

Untertitel, als auch der erhobene Anspruch bezüglich der verwendeten Sprache, proklamieren eine besondere Glaubwürdigkeit der Schilderungen. Tatsächlich bestätigt die Lektüre des Werkes diesen Anspruch. Statt durch literarische Qualitäten zeichnet sich der Text durch Akribie aus. Spund nennt beispielsweise eine Vielzahl an Klarnamen. Die Geschehnisse im Vorfeld und während der russischen Besetzung Stanislaus kommentiert er mitunter spöttisch und lässt die persönliche Betroffenheit erahnen, die den Autor zur Niederschrift bewegte.

6.2. Der Mythos in „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislau“

Anders als in Blumenthals Erzählungen, negiert Spund in seinem Bericht schon mit den ersten Worten ein idyllisches Miteinander der einzelnen Volksgruppen. Nicht erst im Angesicht der russischen Invasion lassen sich Einzelne verführen, beziehungsweise nutzen die sich bietenden Aufstiegschancen, sondern bereits Generationen vor dem Erzähler treten deutliche Bruchlinien innerhalb der galizischen Gesellschaft auf. Diesen Schluss legt ein Sprichwort von Russophilen nahe, welches dem Text vorangestellt ist. In deutscher Übersetzung bedeutet es laut Autor so viel wie „Wart‘ nur, wart‘, der Russe kommt, Er schneid’t die Gurgel dir Und raubt dir alles weg.“²³⁰ Spund kommentiert diese Drohung weiter:

„Mein lieber Vater und mein gottseliger Großvater erzählten mir oft, dass sie in ihren Kinderjahren, bei jeder Gelegenheit das obige Bauernsprichwort vernahmen. Jedoch verstand der genug erfahrene, greise Großvater die schreckliche Tragweite des verräterischen Spruches nicht [...]“²³¹

Nach dieser Darstellung treten die Bauern also nicht erst mit der Ankunft der ersten Russen als naive Opfer in Erscheinung, sondern gebärden sich schon seit Jahrzehnten aggressiv und bauen eine entsprechende Drohkulisse auf. Ganz dem Habitus ihres Sprichwortes folgend, sind die ruthenischen Bauern in Spunds Text als primitive und brutale Verräter charakterisiert, die nur auf einen günstigen Augenblick warteten, um ihrer Natur freien Lauf zu lassen. Spund datiert diesen Augenblick auf den Tag des Abzuges der Beamten und des Stadtkommandanten aus Stanislaus:

²³⁰ Ebd.

²³¹ Ebd.

„Und nun kam für die Russophilen die erste günstigste Gelegenheit, ihre echt verräterische Gesinnung zu zeigen. Wie einen Freudentag begrüßten sie jubelnd die erste herrscherlose Zeit. [...] Es begann seitens der hocherfreuten Verräter ein allgemeiner, fast privilegierter Raub!“²³²

Während in Blumenthals Erzählung das Rauben und die Gewalt erst mit den Russen und insbesondere den Kosaken von außen in Galizien Einzug halten, sind es bei Spund bereits die Bauern im Inneren, die dieses Verhalten vorwegnehmen. Mit dem Abzug der österreichischen Beamten etabliert sich in Stanislau so „das allgemeine, öffentliche Faustrecht“, unter dem die Juden besonders zu leiden haben.²³³

Die Darstellung der Gewalt nimmt sich in Spunds Text sehr explizit aus. Blumenthal erwähnt in seinen Erzählungen zwar Exzesse und Plünderungen als solche, doch so detailliert wie bei Spund werden sie zu keiner Stelle beschrieben. Er schildert beispielsweise, wie eine Gruppe Russophiler einen alten Juden verprügeln: „[...] und bald darauf fielen unzählige Stöcke- und Faustschläge auf den armen Juden, welcher im eigenen Blutstrom bewuslos zusammenbrach! Tags darauf ist der Greis gestorben!“²³⁴

Auch als die Stadt unter russischer Herrschaft fällt und der Kommandant anhand von Plakaten „absolute Ruhe und Ordnung im Innern der Stadt und in den Vorstädten“ einfordert²³⁵, ist dies für die Bauern kein Grund, ihr kriminelles Verhalten einzustellen. Im Gegenteil: „Es war nur neuer Grund für privilegierte Judenverfolgungen, nur ein frischer Deckmantel für neuartige Judenberaubung. Wie auf ein gegebenes Signal wollten die Bauern alle ihre jüdischen Brotgeber auf einmal vernichten.“²³⁶

Spund berichtet in Folge von brutalen Heimsuchungen jüdischer Haushalte durch Russophile im Verbund mit Kosaken. Bei diesen Überfällen handelt es sich nicht nur um spontane Exzesse, sondern es sind gezielte Angriffe auf ihre Arbeitgeber. Spund definiert sie zynisch als „Befreiungswerk“ rachsüchtiger Bauern und die Bauern wiederum als „Kosakenliebblinge“.²³⁷ Neben ihrer Affinität zur Gewalt attestiert Spund den russophilen Ruthenen auch einen Hang zum Alkohol, was weiter zu ihrer Gesamtdarstellung als asoziale Rüpel beiträgt. Er beschreibt in seinen Schilderungen, wie die Russophilen nach einem erlassenen Alkoholverbot die letzten Vorräte aus den Fabriken plündern:

²³² A. a. O., S. 13.

²³³ A. a. O., S. 14.

²³⁴ Ebd.

²³⁵ A. a. O., S. 20.

²³⁶ A. a. O., S. 21f.

²³⁷ Vgl. a. a. O., S. 22f.

„Es war wirklich eine Passion zu sehen, wie unsere lieben Hausmeister an der Spitze ihrer unübersehbaren Familien ihre flüssige Beute nach Hause schleppten. [...] Außerdem wurde noch halblaut auf der Seite erzählt, dass in der Likörfabrik ‚Liebermann‘ ein besoffener Bauer im Schnapsreservoir ertrunken sei... Dieser war vielleicht der einzige, welcher seine Trunksucht gestillt hat...“²³⁸

Es ist nicht nur der Inhalt, der die Ruthenen derart negativ inszeniert, sondern auch die Sprache, die Spund dafür verwendet. In diesem Beispiel besonders ersichtlich sind der Zynismus, mit welchem die Ruthenen bedacht werden, als auch der Spott, mit welchem Spund sie kommentiert.

Entsprechend schadenfroh zeigt sich der Autor an früherer Stelle, wenn ein russophiler Lehrer von Kosaken beraubt wird. Als einen „schönen Vorfall“ erzählt Spund die entsprechende Anekdote bezüglich des Herren Kopystiański.²³⁹

Zwischen den Zeilen deutet das Beispiel besagten Lehrers eine weitere Facette im Charakterbild der Ruthenen an. Denn die zweifelsohne negative Begegnung mit den „Seinigen“²⁴⁰, wie er die Kosaken liebevoll bezeichnet, ist keineswegs ein Denkanstoß für den Lehrer und weist ihn so vielleicht als besonders nachsichtig, eher aber als verblendet und unreflektiert aus. Es überrascht daher nicht, dass sich Kopystiański später im Text motiviert an das Erlernen der russischen Sprache macht:

„Zu derselben Zeit wurde ein russischer Unterrichtskurs errichtet. Samt vielen Schülern des Erzpolen Lachowski, meldete er auch sich selbst als Schüler an und es begann seitens der russischen Lehrer ein sehr reger Unterricht – sie hatten ja solch‘ vornehme Schüler vor sich!... Polen, Ruthenen und wiederum Polen...“²⁴¹

Während in diesem Textbeispiel ein weiteres Mal der spöttische Sarkasmus des Erzählers ersichtlich ist, führt es zugleich zur Analyse der polnischen Volksgruppe im Text über. Das Zitat nimmt vorweg, dass Spund auch an ihr kein gutes Haar in seinen Schilderungen lässt. Anders als die Ruthenen, die sich besonders mit ihren brutalen Plünderungen hervortun, profilieren sich die Polen im Text primär als opportunistische Nutznießer des russischen Besatzungsregimes.

Leon Dańkiewicz ist ein solcher. Er ist Betreiber einer Buchdruckerei und wird mit der Aufgabe betraut, die Plakate der russischen Besatzer zu produzieren. Auch den Druck der bald erhältlichen (russischsprachigen) Passagierscheine übernimmt Dańkiewicz, an welchen er

²³⁸ A. a. O., S. 25.

²³⁹ Vgl. a. a. O., S. 19.

²⁴⁰ Vgl. ebd.

²⁴¹ A. a. O., S. 48.

zwanzig Heller pro Stück verdient. Darüber hinaus verlangt er für das Ausfüllen derselben zusätzlich noch eine Krone: „Da die Juden das Russische hassten, es überhaupt nicht kannten, füllten sich die ausgehungerten Taschen des Dańkiewicz alltäglich mit blinkenden Silberkronen und für die 20-Hellerstücke wurde eine spezielle Schublade reserviert.“²⁴²

Die Leidtragenden sind wieder in erster Linie die Juden Stanislau, an denen sich also auch polnische Mitbürger – wenngleich weniger brachial – bereichern. Ein weiteres Beispiel ist Lachowski, dessen Name als Besucher des Russischkurses bereits gefallen ist.

Lachowski ist Direktor des II. polnischen Gymnasiums und Mitglied im Gemeinderat. Spund charakterisiert ihn als „patriotischen Polen“ und „allpolnisch“.²⁴³

„Die Schüler wurden in Nationalklassen geteilt. Sämtliche polnischen Schüler wurden in jeder Hinsicht regierungs- und judenfeindlich erzogen! Der Schwabe und der Jude waren für einen polnischen Schüler des Lachowski das Ärgste der Welt!... [...] Herr Lachowski schuf einen neuen Aufnahmetarif, welcher nur bei der Aufnahme jüdischer Schüler seine Geltung hatte. Die Aufnahmegebühr, oder die s.g. ‚Einschreibetaxe‘ war bei einem jüdischen Schüler unbegrenzt! [...] So wurde Lachowski in Stanislau sehr bald zum einflussreichen und wohlhabenden Manne!“²⁴⁴

Wie in seiner Schule verfolgt Lachowski auch in seiner Funktion als Abgeordneter im Gemeinderat seine nationalistische und antisemitische Agenda und schließt sich mit Gleichgesinnten im so genannten „christlichen Klub“ zusammen. Spund erwähnt in diesem Zusammenhang ferner eine Beschränkung jüdischer Vertreter im Gemeinderat.²⁴⁵

Einen noch radikaleren Vorstoß in diesem Sinne unternehmen der „früher so erzpolsche Advokat Dr. Jurkiewicz und der noch polnischere Pole Realschullehrer Westfalewicz“, indem sie überhaupt die Auflösung des jüdischen Gemeinderats fordern.²⁴⁶

„Der Antrag wurde nicht erfüllt, aber es geschah doch binnen kurzem etwas Unerhörtes. Eines schönen Tages erklärte der Kommandant allen jüdischen Beamten, Unterbeamten und Dienern aller Staatsämter, dass sie von ihren Ämtern entlassen seien. [...] Herr Jurkiewicz nominierte sich zum Magistratssindik und welch frohen Mutes erklärte der liebe polnische Advokat den jüdischen Beamten, dass sie im Magistrate nichts mehr zu tun haben!“²⁴⁷

²⁴² A. a. O., S. 21.

²⁴³ A. a. O., S. 26f.

²⁴⁴ A. a. O., S. 27f.

²⁴⁵ Vgl. a. a. O., S. 27.

²⁴⁶ A. a. O., S. 34.

²⁴⁷ A. a. O., S. 35.

Nachdem es sich bei besagtem Kommandanten um den russischen handelt, unter dessen Befehl die Stadt steht, kann ein weiteres Mal konstatiert werden, dass die Polen während der Besatzung sowohl hinsichtlich ihrer persönlichen Bereicherungen, als auch der Durchsetzung ihrer judenfeindlichen Politik, von der russischen Besatzung profitieren.

Sowohl an Jurkiewicz, der „mit der russischen Trikolore auf dem Ärmel paradierte“²⁴⁸, als auch an Lachowski, wird neben ihrer Gesinnung auch der bereits angedeutete Opportunismus der Polen in Spunds Schilderungen ersichtlich. Über den Gymnasialdirektor spöttelt Spund:

„Aber wie unpatriotisch war der Fakt, als beim Abmarsche der Legionisten ins Feld, der erzpolsche Legionist Lachowski, welcher in Friedenszeiten voll Stolz an der Spitze seiner Kollegen marschierte, jetzt voll Hinterlist sein frühes Ideal aufgab und die graue Montur eines polnischen Legionisten hinschmeißend in Zivilkleidern zu Hause blieb. Leider traurig, aber wahr!“²⁴⁹

Am engagiertesten in den Dienst des russischen Besatzungsregimes stellt sich ein weiterer Pole, namentlich der Polizeidirektor Lukomski, mitsamt seinem Personal. Die Polizisten betitelt Spund dementsprechend scharf als „Verräterbande“.²⁵⁰

Und wie die Beispiele davor, zeichnet sich auch Lukomski besonders durch seinen heuchlerischen Charakter aus. Spund berichtet, wie ein Polizist „seine neue Amtswaffe probierend, einen armen, greisen, jüdischen Fuhrmann ohne Erbarmen prügelte“, ehe „der sehr achtbare Bürger Boruch Salz“ zu intervenieren versucht. Salz wird darauf grob aufs Polizeiamt geführt.²⁵¹

„Dort saß auf seinem Throne der allmächtige Herr Lukomski, welcher würdevoll aufschrie: ‚Milcz, żydowska świnio!‘ (*Schweig, du jüdisches Schwein!*, Anm.) Zu bemerken wäre, dass ein Funktionär wie Lukomski vor der Kosakeninvasion solch einen Herrn wie Salz, tief gebeugt begrüßte; heute aber zitierte der Herr Polizeiherr im Geiste sein: ‚Honores mutant mores‘“²⁵²

Die russische Besatzung gibt auch Lukomski die Gelegenheit, seinem Judenhass freien Lauf zu lassen und im Gegenzug ist er stets zur Stelle, sich dem Regime anzudienen. Er unterzeichnet nicht nur die erste Affiche der russischen Besatzung nebst dem Kommandanten, sondern vertritt letzteren sogar, als dieser die Stadt verlässt.²⁵³

²⁴⁸ Ebd.

²⁴⁹ A. a. O., S. 28f.

²⁵⁰ Vgl. a. a. O., S. 17.

²⁵¹ Vgl. a. a. O., S. 24.

²⁵² Ebd.

²⁵³ Vgl. a. a. O., S. 21, 23.

Spund stellt Lukomski als willfährigen Helfer der russischen Besatzung dar, der auch ganz vorne mit dabei ist, wenn der Kommandant „Revisionen“ gegen Banken, Offizierswohnungen und geschlossene Geschäfte anordnet.²⁵⁴ Während verordneter Festlichkeiten zu Ehren der russischen Zarenfamilie ist es auch Lukomski, der mit der Sicherstellung der korrekten Ausführung betraut wird. Mindestens zwei Kerzen sollen in jedem Fenster brennen. Lukomski verpflichtet dazu in jeder Straße einen Hauseigentümer, der darüber zu wachen hat. Unter anderen wird Spunds Vater dazu angehalten.²⁵⁵

„– Ja, Herr Direktor, ich übernehme die große Verantwortung nur für mich, für die Übrigen benützen Sie bitte ihre genug energische Polizei...
Im beleidigten Tone unterbrach der Lukomski:
– Rufen Sie mich nicht mehr Direktor, die alten Zeiten haben aufgehört; heute bin ich schon ‚Polizeinaczalnik‘“²⁵⁶

Deutlich wird, wie sehr sich Lukomski schon mit der neuen russischen Nomenklatura identifiziert hat. Die überholten österreichischen Titel beleidigen ihn bereits und inbrünstig besteht er auf das russische Pendant. „Und so musste man abends auf Befehl des Polen Lukomski zu Ehren des Zaren den Dienst eines Polizisten machen“, kommentiert Spund zusammenfassend die Begebenheit, ohne auf einen Seitenhieb in Richtung Lukomski zu verzichten.²⁵⁷

Noch deutlicher tritt Spunds Spott nach dem späteren Abzug der Russen aus Stanislaw zutage, wenn er einen Polizisten bemerkt, „welcher schon wieder seine alte Kappe anhatte“.²⁵⁸ Er fragt: „Gestern Russe und heute schon wiederum österreichischer Pole?“²⁵⁹ Spund bringt damit die Darstellung der Polen als sprichwörtliche Fähnchen im Wind auf den Punkt.

Nachdem Lukomski interimistisch das Amt des Kommandanten übernommen hat, wird er durch einen weiteren Polen ersetzt: „Gawiński war russischer Pole; es war also vorauszusehen, dass er viel russischer als der echteste Russe sein wird...“²⁶⁰ Dass diese Beschreibung keineswegs auf etwaige Tugenden des besagten Herren abzielen, lässt sich antizipieren und anhand einer Vielzahl an Textpassagen belegen. Die Russen und ihre Kosaken sind, wie in

²⁵⁴ Vgl. a. a. O., S. 33.

²⁵⁵ Vgl. a. a. O., S. 41f.

²⁵⁶ A. a. O., S. 42.

²⁵⁷ Ebd.

²⁵⁸ A. a. O., S. 56.

²⁵⁹ Ebd.

²⁶⁰ A. a. O., S. 29.

Blumenthals Erzählungen, auch in Spunds Schilderungen eindeutig negativ konnotiert. Schon vor der Besatzung werfen sie einen entsprechenden Schatten voraus:

„Die Zarenleute waren jedoch schon vor der bevorstehenden Invasion vom Hören und Lesen den Galizianern, – überhaupt meinen Stanislauern – so gut bekannt, dass ein allgemeiner Schrecken sich ihrer bemächtigte. Was sie dachten oder sprachen – alles war nur Furcht!“²⁶¹

Wie aus der Analyse der Ruthenen bereits deutlich wurde, sind diese Sorgen durchaus berechtigt. Denn an den Raubzügen der Bauern beteiligen sich auch die Kosaken tatkräftig und überbieten die Russophilen in Sachen Gewalt deutlich. So auch während des angesprochenen „Rachefeldzugs“ der Ruthenen gegen ihre Arbeitgeber, dem auch der Ziegeleieigentümer Abraham Kaswiner zum Opfer fällt.²⁶²

„Die Bleiknute schwingend, zog der eisigblickende Knutenherr den ‚Jewrej‘ aus seinem Verstecke, indem er ihn höflichst mit folgenden Worten begrüßte: ‚Pamiataj Jewreju, ty wże dosyt diwok porizau!... Wże bolsze, seho diłaty ne budesz! Pryjszou teper wże czas na tebe!‘ (*‚Merk‘ dir’s Jude, hast genug schon Mädchen geschlachtet!... Wirst das schon nicht mehr machen! Nun ist schon deine Zeit gekommen!‘*, Anm.)“²⁶³

Die Rhetorik des Kosaken ist radikal antisemitisch und die Darstellung als „Knutenherr“ trägt das Übrige zum Feindbild bei. Die Kosaken werden auch als Hauptverantwortliche für ein Pogrom außerhalb der Stadt genannt und die Schilderung desselben stellt hinsichtlich der expliziten Gewaltdarstellung alles bisher Eruierte in den Schatten. Spund notiert, wie die Kosaken einen jüdischen Greis bei lebendigem Leibe verbrennen und selbst „12-jährige, jüdische Mädchen wie die Hunde auf offener Straße geschändet wurden!!! Kein Kind in der Wiege wurde verschont!“²⁶⁴

Wie bei Blumenthal stehen auch in Spunds Erzählung der nackten Gewalt der Kosaken die Schikanen des Besatzungsregimes gegenüber. Die erste Amtshandlung des russischen Kommandanten Czekałow ist die bereits erwähnte Veröffentlichung der neuen Verhaltensregeln in der Stadt in Form der Affichen. Neben der bereits zur Disposition gestellten „Ruhe und Ordnung“, fordert der Kodex unter anderem auch „Achtung und Liebe für’s russische Militär und Behörden“ und droht Delinquenten an, „laut strengsten russischen

²⁶¹ A. a. O., S. 11.

²⁶² Vgl. a. a. O., S. 22.

²⁶³ Ebd.

²⁶⁴ Vgl. a. a. O., S. 40.

Kriegsgesetzen bestraft [zu] werden“.²⁶⁵ Die Nützlichkeit dieser Regelung wurde bereits deutlich negiert. Während die Ruthenen ohne Konsequenzen, im Gegenteil sogar von Kosaken protegiert, prügeln und plündern, öffnet sie gleichzeitig die Willkür gegenüber unliebsamer Bürger, wobei es wiederum vorrangig die jüdische Bevölkerung Stanislaus ist, die darunter zu leiden hat.

Als Exekutivorgan fungiert neben der Polizei bald eine Art Geheimdienst, den Spund als „echt russische Miniaturochrana [bestehend] aus mindestens 80 verdächtigen Individuen“ charakterisiert: „Tagtäglich wanderten unzählige Scharen der anständigsten Bürger ins russische Zuchthaus, wo sie zusammen mit allen Verbrechern und Dieben ihre Knutenzahl erhielten. Herr Lukomski wurde zum Prügelaufseher ernannt.“²⁶⁶

Neben der geduldeten Gewalt und den willkürlichen Verhaftungen, sorgt das russische Besatzungsregime auch mit ihren Revisionen für Angst und Schrecken, die auf Hinweise besagter „Ochrana“ durchgeführt werden. Spund berichtet, wie auch seine Familie derer drei miterleben muss und wie vehement sich die Suche nach belastendem Material gestaltet. „Der Kellerboden wurde mit Schaufeln durchgraben, ja sogar die Aborte wurden nicht verschont...“²⁶⁷

Der Rückzug der Russen angesichts anrückender österreichischer Truppen wird von einer deutlichen Drohung, abermals in Richtung der Stanislauer Judenschaft, begleitet. An den Eigentümer des Hotels, in welchem sich die russischen Generäle einquartierten, richtet der Generalstabschef entsprechende Worte zum Abschied:

„Also mein lieber Herr, wir fahren jetzt weg und in 6, höchstens 14 Tagen sind wir hier zurück. Wehe also den verdamnten Juden, wenn sie der österreichischen Armee irgendwelche Ovationen machen; in diesem Falle werden sie alle wie die Hunde aufgehängt!“²⁶⁸

Die explizite Adressierung der Juden ist sowohl historisch, als auch der Logik des Textes nach, nicht weiter verwunderlich. Während Spund sowohl die Ruthenen, als auch die Polen weitgehend als „Verräter“ identifiziert, bleiben letztlich nur noch die Juden als loyale Bürger der habsburgischen Monarchie. Wenn als Folge der beschriebenen Pogrome hunderte Juden nach Stanislau flüchten, kommentiert Spund dies als „Massenflucht verunglückter Österreicher aus Russland nach Russland“²⁶⁹ und betont damit das jüdische Selbstverständnis als

²⁶⁵ Vgl. a. a. O., S. 20f.

²⁶⁶ Vgl. a. a. O., S. 30.

²⁶⁷ Vgl. a. a. O., S. 44ff.

²⁶⁸ A. a. O., S. 55.

²⁶⁹ A. a. O., S.39.

„Österreicher“. Kein Wunder also, dass die Rückeroberung Stanislaus durch österreichische Truppen auch in Spunds Erzählung euphorisch inszeniert wird.

„Plötzlich ertönte vor unserem Hause der österreichische Generalmarsch!!! [...] Plötzlich erblickte ich einen greisen, gebeugten Juden, welcher wie verwirrt das erste Offizierspferd umarmte und wie wahnsinnig dessen Beine küsste! [...] Und wie süß, wie himmlisch rein waren die jüdischen Tränen, als sie einen heißen, heißen Widerhall in den Herzen der heldenmütigen Befreier fanden!... Die Befreiten und die Befreier, sie alle weinten zusammen!“²⁷⁰

Von überschwänglichen Polen oder Ruthenen ist in diesen Szenen nichts zu lesen. Der Freudentaumel ist eindeutig jüdisch konnotiert. Auch die Rezeption der österreichischen Armeeangehörigen erinnert stark an die Erzählungen Blumenthals, insofern, als eine hohe Identifikation mit dieser geschildert wird. „Es waren eben wieder unsere lieben Husaren, wieder unsere feschen Artilleristen, wieder unsere unzähligen, blinkenden Kanonen“, kommentiert Spund die Freude, die sich mit der Rückeroberung Bahn bricht.²⁷¹

Die kriegerischen Auseinandersetzungen in der Stadt zwischen österreichischen Soldaten und russischen Einheiten sind ebenfalls pathetisch dargestellt und stilisieren erstere als wahre Helden im Kampf gegen den brutalen Feind:

„Die auf der Sapieżyńskastraße gut gedeckten Kroaten kämpften heldenmütig. Als einer der Helden zu Boden fiel, da ihm ein feindliches Schrapnell seinen Kopf vom Leibe getrennt hatte, entbrannte noch heftiger der kroatische Heldenmut. Es war wirklich ein Kampf bis zum letzten Tropfen des Blutes!“²⁷²

Während die Glorifizierung der österreichischen Armee auch in Blumenthals Text nachgewiesen wurde, ist es bei Spund ferner die Treue und das Vertrauen zum österreichischen Kaiser, die die Judenschaft Stanislaus charakterisiert und als patriotisch ausweist. Selbst der Abzug der Österreicher aus der Stadt vermag den Glauben an den Monarchen nicht zu erschüttern, wie der Vater des Erzählers, Chaim Spund, in Anwesenheit seiner Freunde illustriert.

²⁷⁰ A. a. O., S. 58f.

²⁷¹ A. a. O., S. 59.

²⁷² A. a. O., S. 63.

„In voller Zuversicht beruhigte mein Vater die resignierten Gesichter der Versammelten. ‚Seien wir dessen sicher‘, sagte er ruhig, ‚dass unser greiser kriegserfahrener Monarch und seine tüchtigen Armeekommandanten ihr großes Werk verstehen; übrigens werdet ihr selbst zugeben, dass wir nicht geschaffen sind, solch‘ hohe Dinge zu kritisieren.“²⁷³

Dass die Österreicher im Angesicht der russischen Bedrohung den Rückzug antreten, dient so auch nicht als Vorwurf. Kritik in diesem Sinne wird mit dem Hinweis auf die eigene Unkenntnis in Fragen des Krieges von vornherein entkräftet. Gegenüber der Monarchie wird zu keiner Stelle im Text Missmut oder Enttäuschung vonseiten der Juden artikuliert, ihre Wiederkehr dafür umso festlicher inszeniert.

„Im großen jüdischen Tempel und in allen Synagogen wurde an diesem Samstag für’s Wohl und Gesundheit unseres Kaisers ein feierlicher Gottesdienst abgehalten. Bis nun unter der Schreckensherrschaft der Russen war dieser Gottesdienst strengstens verboten! Ach, wie inbrünstig beteten jetzt die erlösten Juden für die Gesundheit ihres geheiligten Monarchen zu ihrem alten, allmächtigen Gotte!“²⁷⁴

Die spezifische Verehrung der galizischen Juden für den österreichischen Kaiser wurde bereits erwähnt und findet in dieser Textstelle einen deutlichen Ausdruck. Der Monarch wird zu einer quasi-religiösen Erlöserfigur stilisiert, dem, dieser Wahrnehmung adäquat, in Gotteshäusern gehuldigt wird.

Zur Darstellung der Juden in Spunds Erzählung ist weiter zu betonen, dass sie nicht ausschließlich als passive Opfer in Erscheinung treten, sondern auch aktiv als Helden des Alltags, die durch ihre Selbstlosigkeit eine Solidargemeinschaft konstituieren. Eine Initiative in diesem Sinne ist die Einrichtung von Volksküchen.

„Das wurde zur wahren Hilfe der Armen, welche sich damit in solch schrecklich schweren Zeiten glücklich, überglücklich fühlten!... In der der Volksküche waren die angesehensten Bürger tätig [...], welche samt allen angesehensten Frauen der Stadt die mühseligsten Arbeiten verrichteten und in äußerster Aufopferung die Not der armen Glaubensbrüder zu lindern suchten.“²⁷⁵

Diese Nächstenliebe verkörpert besonders Frau Pepi Bowyer, die als „Armenmutter“ bezeichnet wird. Spund erzählt, wie sie in ihrem Haus nicht nur Flüchtlinge und Arme

²⁷³ A. a. O., S. 12.

²⁷⁴ A. a. O., S. 60.

²⁷⁵ A. a. O., S. 37f.

beherbergt, sondern sie auch nach ihren Möglichkeiten mit Nahrung, Kleidung und Geld beschenkt. Um ihr gutes Werk fortführen zu können, verkauft sie sogar ihren Schmuck.²⁷⁶

Das Engagement der Juden zielt einerseits auf den Zusammenhalt innerhalb der Glaubensgemeinschaft ab, andererseits darüber hinaus auch auf die Unterstützung der österreichischen Armee. Während die Russen die zweite Offensive zur Eroberung der Stadt starten, machen sich die Juden insofern verdient, als dass sie dabei helfen, versteckte Russen gefangen zu nehmen, die Verwirrung im Inneren auslösen sollten. „Aber der Webelplan ist ihnen misslungen!... Sie hatten alles vorausgesehen, nur nicht die so nützliche Schalkhaftigkeit der Stanislauer Vorstadtjuden“, kommentiert Spund die Hilfe der Juden, die „mit aufopferungsvoller Hingabe ihren mühseligen Dienst erfüllten“.²⁷⁷

Und wenn auch im Verborgenen, so leisten einige der Juden in Spunds Erzählung auch Widerstand gegen das russische Besatzungsregime, indem sie sich dessen Verboten widersetzen, beziehungsweise die russische Kriegspropaganda entlarven zu versuchen.

„Im Hause meines Vaters und vieler, vieler anderen sehr angesehenen Bürger, fanden tagtäglich geheime Sitzungen statt, wo alle polnischen von Russland zensurierten Blätter gelesen und jeder Artikel zwischen den Zeilen genau analysiert wurde... [...] Ein jeder derselben endete tagtäglich mit demselben Satze, in welche es hieß, dass die Kosaken mit dem berühmten Bajonettstürme die Unsrigen aus den errungenen Schützengräben verjagten!... Nicht wahr, sehr amüsant?!“²⁷⁸

Spund beschreibt diese Treffen als Trost für die Juden Stanislaus, insofern, als über etwaige russische Niederlagen gemunkelt wird. Die rhetorische Frage des Erzählers am Ende des Zitats gibt Aufschluss über die Wahrnehmung des Kriegsverlaufs. Über die russische Darstellung kann er nur spotten, was im Umkehrschluss einen Optimismus hinsichtlich der militärischen Erfolge der Mittelmächte zu erkennen gibt.

„Die sich geheim Versammelnden trachteten jedoch auch etwas Wahrheitsgetreues und Ernstes zu lesen. Solchen Stoff konnten nur die unter österreichischer oder deutscher Zensur gedruckten Blätter bieten und das Lesen solcher war in Stanislau unter Todesstrafe verboten!“²⁷⁹

²⁷⁶ Vgl. a. a. O., S. 38f.

²⁷⁷ Vgl. a. a. O., S. 63.

²⁷⁸ A. a. O., S. 43.

²⁷⁹ Ebd.

Unter Einsatz ihres Lebens halten die jüdischen Bürger Stanislaus also ihre Moral hoch. Die gleichzeitig unkritische Rezeption der österreichischen und deutschen Medien ist weiteres Indiz für die Gläubigkeit in den Erfolg der Mittelmächte.

Ähnlich wie bei Blumenthal ist auch in Spunds Erzählung die Besatzung eine Zäsur hinsichtlich des Gemütszustandes der Bevölkerung, des Zusammenlebens, aber auch hinsichtlich der Rezeption der Umgebung. In der Erzählung „Unter russischer Herrschaft“ lassen sich die Auswirkungen besonders an den Bewohnern ablesen, die nunmehr als „von einer schweren Last gebeugt“ in Erscheinung traten. In „Die Schlacht bei Lemberg“ wurde die Stadt im Zuge der Besatzung von einer „Grabesstille“ beherrscht, nachdem Galizien zu Beginn des Textes noch idyllisch dargestellt wurde. Während Blumenthal diesen Bruch eher subtil andeutet, formt Spund ihn zu einem eigenen Narrativ in seiner Erzählung. Die Stadt Stanislau fungiert selbst als Protagonist, an dem sich die historischen Geschehnisse manifestieren.

Zu Kriegsbeginn berichtet Spund von einer allgemeinen Euphorie in der Stadt. „Viele hohe Offiziere besuchten zum ersten Mal unsere Stadt und es war wirklich eine Freude in den dichten Zivilmengen die bunten Militäruniformen prunken zu sehen.“²⁸⁰ Die Darstellung der Stadt ist äußerst lebendig, festlich und positiv, wozu auch das Vokabular von „bunten Militäruniformen“, die „prunken“ beiträgt.

Der Abzug der Österreicher aus der Stadt, samt der bejubelten „hohen Offiziere“, nimmt ihr jedoch prompt ihren Glanz:

„Endlich erblickte man auf dem Rathausturme die weiße Fahne, welche wie ein blasses Leichentuch vom höchsten Gipfel wehte!... Welch schauerlicher Anblick! Die sonst so lebendige Stadt Stanislau wurde nun am 3. September 1914 – an diesem schrecklichen Gedenktage – auf einmal zur wahren Stätte des Todes!“²⁸¹

Die Rhetorik erinnert stark an Blumenthal mit seiner Darstellung von Lemberg, obschon Spund noch weitergeht. Die Stadt verliert nicht nur ihre Lebendigkeit, sondern verwandelt sich selbst zur „Stätte des Todes“. Diese Betrachtung ist in der Logik der Erzählung berechtigt, wenn bedacht wird, dass es zunächst die Ruthenen im Inneren sind, die plündernd durch die Straßen Stanislaus ziehen.

Unter der eigentlichen Besatzung durch das russische Militär nimmt die Stadt ein weiteres Mal eine spezifische Gestalt an:

²⁸⁰ A. a. O., S. 9.

²⁸¹ A. a. O., S. 15.

„Eines schönen Wintertages haben plötzlich alle Geschäfte und Läden ihre polnischen und deutschen Firmaschilder mit russischen Aufschriften bemalt. Nach kurzem Her- und Hinfragen wurde mir diese Änderung als geheimer Befehl des Kommandanten motiviert...“²⁸²

Wie bei Blumenthal tritt mit dem neuen Regime eine Russifizierung in Kraft, die sich auch sichtbar im Straßenbild niederschlägt. Spund notiert darüber hinaus aber weitere eklatante Veränderungen im Zuge der Besatzung, die diese nicht nur in ein restriktives, sondern ein moralisch verkommenes Licht rücken.

„Unter der Herrschaft des Gawiński entwickelte sich über Erwarten die sehr einträgliche Prostitution...! Das immer so einfältige Stanislau wurde zu einem Kleinparis... Wie die Raben auf dem wüsten Schlachtfelde, so zogen scharenweise die Halbweltdamen in der toten Stadt herum.“²⁸³

Der Abzug der Österreicher initiiert also einen drastischen Wandel in Stanislau, der das Schlechteste in den Menschen, genauer den Ruthenen und Polen, hervorbringt. Die Bevölkerung wie auch die Stadt illustrieren das geflügelte Wort vom dünnen Firnis der Zivilisation, welcher prompt mit dem Abzug zu reißen beginnt. Österreich besetzt so die Rolle eines Wächters über Menschlichkeit und Zivilisation, während sein Abzug bereits der Startschuss für die Barbarei ist. Bei Spund ist es also nicht erst der Einfall der Russen von außen, der die Zivilisation in Frage stellt. Mit den Feinden im Inneren steht sie immer zur Disposition, sobald Österreich als Patron nicht mehr anwesend ist.

Zwischen all den „Verrätern“ sind es lediglich die Juden, die mit ihrem Patriotismus zu Österreich eine zivilisatorische Konstante darstellen. Die Kongruenz zwischen Österreich und dem Judentum wird ebenfalls anhand der Stadt deutlich illustriert. Zum ersten Abzug der Russen notiert Spund:

„Gegen 12 Uhr vormittags verließ die letzte Czerkiesenpatrouille das schrecklich vernichtete Hotel ‚Zum schwarzen Adler‘. Mit den langen Hellebarden reitend, verließen sie als Nachhut in der Zahl von 50 Mann ihr Schweineliedlein grunzend, die auf einmal jüdisch gewordene Stadt!“²⁸⁴

Nachdem die Stadt aus jüdischer Perspektive unter der russischen Besatzung zu darben hatte, ist die Stadt endlich wieder unter österreichischer Kontrolle. Das macht sie eben nicht nur

²⁸² A. a. O., S. 32.

²⁸³ Ebd.

²⁸⁴ A. a. O., S. 56.

wieder zu einer österreichischen, sondern zu einer jüdischen Stadt. Dementsprechend engagiert machen sich die Juden auch ans Werk, die russischen Elemente im Stadtbild zu entfernen, indem sie beispielsweise die russischsprachigen Schilder von den Geschäften wieder abnehmen.²⁸⁵

„Die sonst so traurige Stadt hatte auf einmal ihre Trauerkleider abgelegt, um wiederum in frisch geschmückter Schönheit ihren aufatmenden Bürgern, wie einst vor sechs Monaten zuversichtsvoll entgegen zu winken!“²⁸⁶ Neben der wechselnden Erscheinung der Stadt wird an dieser Textpassage auch ihr Stellenwert als Protagonist dadurch ersichtlich, dass sie personifiziert dargestellt wird.

Der Gegenangriff der Russen auf die Stadt nimmt ihr jedoch abermals ihre Lebensfreude und Spund bedenkt sie wieder mit den bekannten Metaphern von Leere und Tod: „Die belebtesten Straßen der Stadt wurden plötzlich wüst und leer! Dort wo gestern um die Zeit ein reges Leben wogte, dort war jetzt alles ausgestorben – tot!“²⁸⁷ Doch die österreichischen Truppen schlagen ein weiteres Mal zurück und „nach und nach lebte die Stadt wiederum auf. Reges Leben trat wieder ein. Der alte Handel schien wiederum aufzublühen“²⁸⁸, ehe die Stadt wieder unter russische Herrschaft gerät.²⁸⁹

6.3. Propaganda in „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislau“

Wie in Blumenthals Text sind auch in Spunds Erzählung die Kriegsparteien eindeutig konnotiert und bilden einen Gegensatz zwischen zivilisiert und barbarisch. Die jeweiligen Darstellungen sind bei Spund dabei sogar um einiges expliziter, wenn man sich beispielsweise die Verbrennung eines Juden oder die Vergewaltigungen jüdischer Mädchen in Erinnerung ruft. Davon abgesehen fehlen jedoch Referenzen auf die großen propagandistischen Diskurse der Zeit, wie den der Beschwörung einer neuen Einheit oder den Antemurale-Diskurs.

Die Erzählhaltung Spunds trägt zum Eindruck bei, dass seine Schilderungen zur „Schreckensherrschaft der Russen in Stanislau“ weniger einer propagandistischen Logik verpflichtet sind, als Blumenthals Erzählband. Spund schreibt autobiographisch und nimmt für sich in Anspruch, eine einfache und authentische Sprache dafür zu verwenden. Durch Sprünge in der Erzählung und seine sarkastischen Einschübe, die ebenfalls ein stringentes Narrativ

²⁸⁵ Vgl. a. a. O., S. 50.

²⁸⁶ A. a. O., S. 61.

²⁸⁷ A. a. O., S. 62.

²⁸⁸ A. a. O., S. 65.

²⁸⁹ Vgl. a. a. O., S. 66.

unterbinden, wirkt der Text tatsächlich wie eine spontane Niederschrift. Auch die Nennung von Vor- samt Familiennamen, teilweise sogar mit Wohnort, proklamieren eine Faktizität.

Blumenthals Erzählband hingegen dominiert das Literarische, die Austauschbarkeit und folglich die Fiktionalität. Die Sujets und ihre Darstellung sind komponiert und jedwede Anspielung auf propagandistische Rhetorik damit intentional. In Spunds Text aber wirken besagte Textstellen mehr affektiv und einer eigenen Betroffenheit des Autors geschuldet als einem propagandistischen Unterbau.

Eine große Ausnahme in der Erzählung stellt der Abdruck eines Aufrufes dar, den Spunds Vater anlässlich der österreichischen Kriegserklärung in seiner Zeitung, „Die Glocke“, veröffentlichte. Dieser Text im Text ist ein Paradebeispiel für propagandistisches Schreiben zur Zeit des Ersten Weltkriegs, wie es im entsprechenden Kapitel dargestellt wurde.

„Endlich hat die ‚Glocke‘ die Stunde der Gerechtigkeit geschlagen! Der alte, durch die ganze zivilisierte Menschheit verhasste Judenfeind, der wilde, russische Knutenherr, hat leider noch jetzt im XX. Jahrhundert, die schrecklichen Traditionen Iwan des Grausamen nicht vergessen.“²⁹⁰

Der russische Zar wird zum Sinnbild der Barbarei und zum Feindbild der „zivilisierten“ Welt stilisiert. Wieder wird ein historischer Vergleich bemüht, um die Darstellung zu untermauern. Die „schrecklichen Tradition Iwan des Grausamen“ begründen ein Kontinuum, welches Russland als einen ewigen Feind inszeniert. Bezeichnend sind auch die angegebenen Kriegsabsichten des Zaren, dem es laut des Appells nicht um strategische Interessen geht, sondern einzig um eine primitive Stillung seines Blutdurstes:

„Unausreichend ist für ihn das Blut in seinem eigenen tyrannischen Magazine der Schreckensherrschaft, unausreichend ist für ihn das himmelschreiende Ächzen und Stöhnen der unschuldig im eisigen Sibirien eingekerkert Schmach tenden, unausreichend das so unschuldig in Kiszew verfloßene Judenblut, weil noch viel weiter gingen die Zarenpogrome und Oblawas.“²⁹¹

Nicht nur den Wunsch nach einer Expansion ihrer Terrorherrschaft unterstellt die Schrift den Russen, sondern auch eine Absicht, dem österreichischen Kaiser persönlich zu verletzen:

²⁹⁰ A. a. O., S. 6.

²⁹¹ Ebd.

„Sie überschritten niederträchtig fortschreitend die russische Eisbärgengrenze, um mit Hilfe der gedungenen serbischen Königsmörder durch das in der ganzen Weltgeschichte unvergleichliche Sarajewoer Attentat unseren greisen Monarchen ins Herz zu treffen.“²⁹²

In Anbetracht der geradezu religiösen Verehrung, die die Judenschaft Stanislaus für den österreichischen Kaiser pflegt, ist die gewählte Darstellung besonders symbolträchtig. Evident ist jedenfalls der propagandistische Kunstgriff, die Kriegsinteressen des Gegners als primitiv zu diffamieren.

„Das Maß wurde damit schon überfüllt! Die ganze zivilisierte Welt ergriff nun unsere alte und doch in ihrer Gerechtigkeit so junge Bibeldevise ‚Blut für Blut‘ – Die frisch geschliffenen Säbel wurden aus den Scheiden gezogen und sie haben nun feurig vor Gott und der Welt ihren gerechten Protest erhoben!“²⁹³

Im Gegenzug wird der Krieg der Mittelmächte als „gerechter Protest“ beschrieben, als eine Art Selbstverteidigung. Dieser Umkehrschluss ist wiederum ein fester Bestandteil des propagandistischen Diskurses, wie er auch im „Aufruf an die Kulturwelt“ artikuliert wird. Ferner findet sich die Rede vom „heiligen Krieg“ in Spunds Aufruf.

„Und nun sind unsere Söhne in den heiligen Krieg gezogen, um dort draußen auf den blutigen Feldern treu und ergebenst Blut und Gut für unseren greisen und allgütigsten Monarchen, für seine durchlauchtete Dynastie und für's bedrohte Vaterland aufzuopfern.“²⁹⁴

Der Text fährt mit der Bitte um Spenden für die Familien der Einberufenen fort, um so einen Teil zum bevorstehenden Sieg beizutragen, wie optimistisch vorweggenommen wird.

„Jetzt gilt alles! Sowohl Kleidung und Nahrung als auch Geld! Wir appellieren daher nochmals an die bekannte, hilfreiche Humanität der jüdischen Herzen, denn die Stunde der gerechten Rache hat geschlagen und der Allmächtige wird sicher den ruhmreichen Sieg an unsere Fahnen heften!“²⁹⁵

Ein weiteres Mal legt der Verfasser hier die Betonung auf die Rechtfertigkeit des österreichischen Krieges als Vergeltung und eben nicht als Aggression und speist den Optimismus durch die Unterstützung Gottes, womit auch das Bild vom Heiligen Krieg weiter

²⁹² Ebd.

²⁹³ Ebd.

²⁹⁴ A. a. O., S. 6f.

²⁹⁵ A. a. O., S. 7.

gestärkt wird. Alle diese erwähnten Verweise auf die propagandistischen Diskurse charakterisieren den Aufruf als propagandistischen Text in einer Deutlichkeit und Komposition, wie sie dem eigentlichen Text Spunds in Folge fehlen.

Doch obwohl oben argumentiert wurde, dass Spunds Schilderungen so im Vergleich zum Erzählband Blumenthals weniger propagandistisch motiviert scheinen, sind sie dennoch nicht frei von politischem Kalkül. Wie bereits auseinandergesetzt wurde, zeichnen sich im Text lediglich die Juden durch ihre Loyalität zu Österreich aus. Besonderen Ausdruck erfährt diese Loyalität durch die Einstellung zum Kaiser, der religiös verehrt wird. Der Text kann dementsprechend unter der Prämisse verstanden werden, der Judenschaft höchste Integrität nachzuweisen und so ihr Standing gegenüber den anderen Volksgruppen Stanislaus hervorzuheben.

Wie oben bereits festgehalten wurde, wurde der Erste Weltkrieg vonseiten der Juden durchaus auch als Chance wahrgenommen, antisemitische Stereotype vom jüdischen Drückeberger und Verräter zu widerlegen. Eine Interpretation von Spunds Text in diese Richtung erscheint naheliegend. Besonders die letzten Seiten des Werks können hierfür als Belege ins Treffen geführt werden. Spund beschwört darin die starken Bande, welche die Beziehung zwischen Juden und Monarchie auszeichnen, indem er auf entsprechende Worte des Kaisers und des Erzherzogs Karl Franz Josef verweist. Spund zitiert den Kaiser mit folgenden Worten, die er anlässlich einer Huldigungsdeputation an die israelitischen Kultusgemeinden gerichtet hat:

„Für die Huldigung der israelitischen Kultusgemeinde sage ich Ihnen meinen wärmsten Dank. Die israelitische Bevölkerung hat immer eine staats- und gesetzestreue Gesinnung, Ergebenheit für mein Haus und Anhänglichkeit an meine Person bekundet; ich schätze auch Ihren Familiensinn und ihre Freude am Wohltun. Seien Sie versichert, dass Ihr Glückwunsch meinem Herzen wohlgetan hat und dass Sie und Ihre Glaubensgenossen meines kaiserlichen Schutzes gewiss sein können!“²⁹⁶

Spunds Schilderungen belegen damit, dass die inszenierte Integrität der Juden Stanislaus einen adäquaten Widerhall durch den höchsten Repräsentanten der Monarchie erfährt und rückt die Juden auf diese Art auch für eine nichtjüdische Leserschaft in ein vorteilhaftes Licht. Ferner klingt in diesen Worten die Bedeutung der Juden für die Monarchie mit, nämlich als besonders staatstragende Bevölkerungsgruppe im Vielvölkerreich. Die Reaktion der Juden gibt Spund euphorisch wieder:

²⁹⁶ A. a. O., S. 70.

„Diese anerkennenden Worte unseres geliebten Kaisers haben einen Sturm der Begeisterung in der ganzen israelitischen Bevölkerung Österreichs geweckt, deren Grundsatz nicht nur jetzt in der so schweren Zeit, aber immer, immer bleiben wird: ‚Gut und Blut fürs Vaterland!‘“²⁹⁷

Zweierlei ist hier wesentlich. Zunächst ist es die Vereinbarung zwischen Juden und Kaiser, die den Juden „kaiserlichen Schutz“ im Gegenzug für ihre Loyalität verspricht. Ähnliche Konstellationen des „Quid pro quo“ wurden im Kapitel zu den propagandistischen Diskursen bereits für Polen und Ukrainer nachgewiesen, wenngleich mit der Forderung nach eigenen Nationalstaaten. Die Loyalität der Juden hingegen ist kein Arrangement auf Zeit, was ihre Identifikation und Relevanz für die Monarchie nur weiter unterstreicht. Und ferner ist die ausgegebene Parole relevant, nämlich insofern, als die Juden ihre Bereitschaft artikulieren, eben auch mit ihren Leben für die Monarchie einzustehen und so die Vorwürfe des jüdischen Drückebergers entkräften.

Die Worte des Erzherzogs, die Spund weiter zitiert, eignen sich genauso, die Wertschätzung für die Juden zu verdeutlichen. Spund verweist auf einen Zeitungsartikel, in welchem der Thronfolger in Czernowitz anlässlich der Rückeroberung zu einem örtlichen Vertreter der Kultusgemeinde seine Dankbarkeit für die ansässigen Juden ausspricht: „Ihre Glaubensgenossen haben wegen ihres Patriotismus unter der russischen Herrschaft sehr gelitten. Die jüdische Bevölkerung ist sehr patriotisch. Wir werden ihr das nie vergessen!“²⁹⁸

Während die offenkundige Adellung der Juden als „sehr patriotisch“ augenscheinlich ist, bedarf ein weiterer Baustein dieses Lobs eines weiteren Blickes. Gemeint ist der letzte Satz, in welchem ewige Dankbarkeit zum Ausdruck gebracht wird. Er korrespondiert damit nämlich mit der vorangegangenen Losung von „Blut und Gut fürs Vaterland“, welche ihrerseits ebenso „immer, immer bleiben wird“. Die ewige Treue wird mit ewiger Dankbarkeit beantwortet, was einen ewigen Bund zwischen den Juden und der Monarchie konstituiert.

Spund betont diese Worte zusätzlich: „So anerkennungsvoll sprach die dem mächtigen österreichischen Throne nächststehende Persönlichkeit über die Juden! So sprach Österreichs zukünftiger Herrscher, unser heiß-geliebter Thronfolger Karl Franz Josef!“²⁹⁹ Und auch diese Emphase trägt den Gedanken des Kontinuums in sich. Sie ist ein erster Beweis für die Kontinuität des Bündnisses zwischen den Juden und der Monarchie.

²⁹⁷ A. a. O., S. 70f.

²⁹⁸ A. a. O., S. 71.

²⁹⁹ Ebd.

Spund beendet seine Schilderungen mit einem pathetischen Bekenntnis: „Und was er sprach sei Heiligtum / für Österreichs ganzes Judentum!“³⁰⁰ Ein letztes Mal betont der Autor also die immense Bedeutung des (künftigen) Kaisers, indem dessen Worte zum „Heiligtum“ erklärt werden.

Die hier dargelegte Lesart Spunds Schilderungen begründet sich aus der diffamierenden Darstellung der anderen Volksgruppen und den offensichtlichen Glorifizierungen des Kaisers und der Monarchie. Der Autor selbst führt eine weitere an und interpretiert seinen Text als Erbauungsliteratur für die Juden, die unter den Schrecken des Ersten Weltkriegs, insbesondere unter der russischen Besatzung, zu leiden hatten. Diese Perspektive eröffnet Spund auch auf den letzten Seiten des Werks, wo er sich zunächst unter Verweis auf Stefan Zweig eines biblischen Vergleichs bedient: Das durch den Krieg und die Besatzung erfahrene Leid der Juden wird mit der Zerstörung ihres Tempels in Beziehung gesetzt.³⁰¹ Spund verbleibt in diesem Bild, knüpft daran aber Worte der Hoffnung, indem er die Reaktion des Propheten Jeremias beschreibt. Nach seiner Trauer über die Zerstörung des Tempels tröstet dieser seine Glaubensbrüder mit der Aufforderung „Freue dich, freue dich, mein Volk!“.³⁰² Und mit diesen Worten wendet sich Spund angesichts der zeitgenössischen Katastrophe an seine (jüdische) Leserschaft: „Freue dich, freue dich mein armes Volk! Aus dem Schutt deiner heiligen Trümmer, wird sehr bald deine neue, noch schönere Größe emporblühen!“³⁰³ Auch die bereits angeführten Worte des Erzherzogs leitet Spund mit der Bewandtnis ein, „[s]eine verzweifelten Glaubensgenossen weiter mit [s]einem Troste zu stärken [...]“.³⁰⁴

Spund stiftet mit diesen Zeilen nicht nur seinen Schilderungen einen Sinn, sondern definiert auch die primäre Zielgruppe seines Textes. Die Adressierung der Juden, insbesondere an der Ostfront, bestätigt schließlich auch die Widmung, die dem Text vorangestellt ist: „Meinen unglücklichen Leidensgefährten, den kaisertreuen, jüdischen Flüchtlingen Galiziens und Bukowinas.“³⁰⁵

Die vorgeschlagene Lesart des Textes als Lobschrift für die Symbiose zwischen Juden und Monarchie und die vom Autor eingeforderte sind so jedoch keine konkurrierenden Narrative, sondern sie ergänzen sich vielmehr und sind in erster Linie abhängig von der Leserschaft des Werks.

³⁰⁰ Ebd.

³⁰¹ Vgl. a. a. O., S. 69.

³⁰² Vgl. a. a. O., S. 69f.

³⁰³ A. a. O., S. 70.

³⁰⁴ A. a. O., S. 71.

³⁰⁵ A. a. O., S. 2.

7. Hermann Sternbach: „Wenn die Schakale feiern“

7.1. Einführende Bemerkungen zu Autor und Werk

Hermann Sternbach wurde am 20. Mai 1880 in Drohobyč geboren, wo er zunächst das Gymnasium besuchte, ehe er nach Lemberg, Wien und Berlin ging, um Philologie und Literatur zu studieren. Nach seinem Studium kehrte Sternbach nach Galizien zurück und verdiente sich als Lehrer an Gymnasien in Sambor und Lemberg und war schließlich als Dozent an der Universität in Lemberg tätig.

Daneben zeichnet sich Sternbachs Biographie durch seine literarische Tätigkeit aus, als Schriftsteller, aber auch als Kritiker und Literaturwissenschaftler. Neben Lyrik umfasst Sternbachs Werk auch zwei Texte in Prosa, die beide den Ersten Weltkrieg thematisieren. Auf seinen Erzählband „Wenn die Schakale feiern“ wird die Diplomarbeit im Folgenden näher eingehen, während das dramatische Triptychon „Tag der Mütter“ an dieser Stelle nur der Vollständigkeit wegen erwähnt werden soll. Kritiken und Untersuchungen publizierte Sternbach in verschiedenen deutsch-, aber auch polnischsprachigen Zeitungen. Darüber hinaus zählen zu seinem Oeuvre Übersetzungen und didaktische Texte zu deutschsprachigen Dramen für die schulische Verwendung.

Hermann Sternbach wurde wahrscheinlich am 16. August 1942 im Lemberger Ghetto ermordet, nachdem die Stadt unter deutsche Besatzung gefallen war.³⁰⁶

Der Lebensweg Sternbachs gleicht in wesentlichen Zügen dem Blumenthals. Beide zog es in die deutschsprachigen Zentren Wien und Berlin und beide bedienten sich des Deutschen als vorrangige Sprache für ihre Schriftstellerei. Sie bekundeten damit die typische Affinität (nicht nur) galizischer Juden zur deutschen Kultur, wofür letztlich auch die Namen beider Autoren typisch sind. Sowohl Blumenthal als auch Sternbach nahmen deutsche Namen an, wodurch sie sich für die deutsche Öffentlichkeit profilierten. Auch der Tod Sternbachs bildet eine Parallele zur Biographie Blumenthals. Sternbach fiel ebenso dem nationalsozialistischen Terror zum Opfer. Die Bemühungen der Autoren um ein deutsches Antlitz wirken dadurch umso zynischer. Sternbachs Erzählband „Wenn die Schakale feiern“ gliedert sich in sieben Kapitel, die durchaus für sich alleine stehen könnten. Die Kapitel berichten von unterschiedlichen Begebenheiten während der russischen Besatzung, die jeweils ein in sich verständliches Narrativ bilden. Das Werk ähnelt so Blumenthals Erzählband, der darin ebenfalls mehrere voneinander unabhängige

³⁰⁶ Vgl. Biographie „Hermann Sternbach“, in:
http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_S/Sternbach_Hermann_1880_1942.xml

Texte versammelt. Der Vergleich greift jedoch zu kurz, denn Sternbachs Buch unterscheidet sich durchaus im Arrangement seiner Episoden. Dieses gründet in einer Einheit von Raum und Zeit. Wie erwähnt, tragen sich alle Erzählungen während der russischen Besatzung zu und als zentraler lokaler Bezugspunkt dient die ostgalizische Stadt Drohobyč. Diese Koordinaten alleine bilden schon einen gemeinsamen Rahmen der Erzählungen, doch Sternbach setzt sie ferner auch dadurch in Beziehung, indem er Sujets der einen Erzählung in einer anderen fortsetzt, beziehungsweise Hauptcharaktere der einen Erzählung in einer anderen als Randnotiz wieder auftauchen. Die Figur des Juden mit dem Namen Welwale ist für diesen Kunstgriff ein anschauliches Beispiel. Zunächst wird ihm unter dem Titel „Welwale singt“ eine eigene Erzählung gewidmet, in welcher seine Geschichte nachgezeichnet wird. Welwale wird als gottesfürchtiger, aber einfältiger Furhmann geschildert, der sich in der Öffentlichkeit eigentlich nur durch sein Gesangsolo während den Festlichkeiten hoher Feiertage profilieren konnte. Als zwei Kosaken ihn und seine Tochter heimsuchen, wird letztere misshandelt und Welwale zum Hohn gezwungen zu singen. Die Erzählung schildert weiter, wie Welwale im Angesicht der Bedrohung den Verstand verliert.³⁰⁷

In einer späteren Erzählung, betitelt mit „Ich bin es dem Semen Andrejewitsch schuldig“, taucht eben dieser Welwale wieder auf. Diese erzählt vordergründig von Schulim, einem jüdischen Uhrenmacher, der sich als Amerikaner ausgibt, um in der Stadt ein ruhiges Auskommen zu finden. Neben diesem ist ein russischer Soldat, der regelmäßig in Schulims Haus verkehrt, eine weitere zentrale Figur.³⁰⁸ Beide werden Zeuge, wie zwei Kosaken einen Mann und seine Tochter mit Peitschen durch die Straße treiben:

„Der Mann aber hopfte zuweilen und sang dabei. Man merkte es gleich: er war nicht bei Sinnen. Der Uhrmacher erstarrte zu Eis. Er erkannte den Geschleppten. „Das ist Welwale – ‘ sagte er zu sich. „Dem haben sie sein Kind geschändet und den Verstand geraubt und schleppen ihn jetzt zu den Schanzen – ‘ ergänzte er laut.“³⁰⁹

Mithilfe solcher Details verleiht Sternbach seinen Erzählungen untereinander eine Kohärenz und nimmt die Literarizität des Werks vorweg. Die einzelnen Fragmente werden durchdacht zu einem großen Ganzen zusammengesetzt und bleiben nicht sprunghafte Erinnerungen wie bei Spund, was in seinen Schilderungen gerade ein Indikator für Authentizität anstatt Literarizität darstellt.

³⁰⁷ Vgl. Sternbach, Hermann: Wenn die Schakale feiern. Skizzen aus der Russenzeit in Galizien, Weimar 1917, S. 16-22.

³⁰⁸ Vgl. a. a. O., S. 33-48.

³⁰⁹ A. a. O., S. 47.

Mit diesen intertextuellen Verweisen geht weiters eine Erzählhaltung einher, die Sternbachs Text als Augenzeugenbericht auch deshalb diskreditiert, weil dadurch synchron ablaufende Handlungsstränge wiedergegeben werden. Das bedeutet gleichzeitig aber nicht, dass die Szenen, die Sternbach schildert, erfunden sein müssen. Sie erscheinen lediglich in höherem Maße fiktional. Dies gilt nicht nur im Vergleich mit Spunds Schilderungen, die sich ohnehin besonders authentisch ausnehmen, sondern auch in Bezug zu Blumenthals Erzählband. Blumenthal nämlich erzeugt in den analysierten Texten eine Illusion von Authentizität, indem er beispielsweise Ich-Erzähler verwendet oder beteuert, sich auf Schilderungen Dritter zu beziehen. Spund bezieht demnach die Position eines Augenzeugen, Blumenthal inszeniert sich in erster Linie als eine Art Bote tatsächlicher Geschehnisse und Sternbach schließlich betätigt sich am augenscheinlichsten als Literat.

Diese Charakterisierung untermauern auch einzelne Sujets in Sternbachs Erzählband. Der bereits erwähnte Text „Ich bin es dem Semen Andrejewitsch schuldig“ kann auch dafür zur Illustration herangezogen werden. Sternbach schildert nicht nur die erwähnte Scharade des Juden, der sich als Amerikaner ausgibt, sondern knüpft daran auch eine persönliche Krise des Protagonisten. Dieser leidet nämlich zunehmend an seinem Betrug.

„Er hatte sich dank einer Lüge, die ihm jetzt so ungeheuerlich erschien, in die Stadt geschmeichelt und hatte es dieser Lüge zu verdanken, dass er sich frei und sicher bewegen konnte, während die anderen unbarmherzig gehöhnt und bis aufs Blut gepeitscht wurden. Er aber stand jetzt abseits, hatte, ohne zu bedenken, sich selber ausgeschlossen, gehörte weder zu diesen noch zu jenen, gehörte zu niemand, nicht einmal zu sich selbst. Wer war er jetzt?“³¹⁰

Sternbach berichtet in seinen Skizzen nicht lediglich von den Ereignissen während der russischen Besatzung, sondern beleuchtet auch das Innenleben seiner Charaktere und blickt sprichwörtlich hinter die Fassaden.

Wortwörtlich geschieht dies in einer anderen Erzählung, betitelt mit „Man wusste nicht, wessen das Morgen war“.³¹¹ Darin beschreibt Sternbach, wie Frauen und Kinder aus der Nachbarschaft im Haus des alten Juden Avrum einer Nacht ausharren, die Gerüchten zufolge den Kosaken „geschenkt“ wurde. Aus Todesangst wagen die Anwesenden kaum zu sprechen. Auch in dieser Erzählung gibt sich das literarische Moment deutlich zu erkennen. Im Vordergrund steht eben kein Berichten der Geschehnisse, sondern ein Beleuchten ihrer Auswirkungen auf die

³¹⁰ A. a. O., S. 39.

³¹¹ A. a. O., S. 8-15.

Anwesenden. Die Schilderungen erinnern so mehr an ein Kammerspiel, als an ein zeithistorisches Zeugnis.

Neben dem Arrangement der Szene ist es besonders auch die Sprache, die den Text literarisch wirken lässt. Sternbach bedient sich starker Metaphorik und Symbolik, um sein Sujet zu entfalten. „Denn in stauenden Fluten lagerte sich die Angst auf der Oberfläche der Stille“, begründet Sternbach die Angst Avrums vor dem kollektiven Schweigen in seinem Haus. „Man hörte den Herzschlag der Stille“, schreibt der Autor weiter.³¹² Und am Ende der Erzählung „[...] ward es still, als wäre die Nacht unter Wasser getaucht und versunken“.³¹³

Sternbachs Band ist gespickt von derlei starker Motivik. In der Erzählung „Wenn die Schakale feiern“ schreibt der Autor:

„Federn fliegen in der Luft herum und vermengen sich zu grauen Wölkchen mit in der Luft schwebenden Fäden, Strohhalmen, Schnüren und Papierschnitzeln und Blättern, an denen nicht mehr zu erkennen ist, ob sie in den Eingeweiden von Sesseln und Divans oder in Büchern, Akten und in rosigen Schleifen sorgsam bewahrt geruht haben. Diese Wölkchen senken sich dann zur Erde nieder und versinken in Lachen von Rot oder in Bächen, deren Flüssigkeit sich aus Petroleum, Wein, Essig, Himbeersaft und Milch zusammensetzt und straßab in bunten Linien sich schlängelt.“³¹⁴

Mit diesen Szenen illustriert Sternbach die „Mord- und Raubgänge“ von Bauern und Kosaken gegen die jüdische Bevölkerung, wodurch die Textstelle an einer gewissen Mehrdeutigkeit gewinnt, die die Worte „Eingeweiden“ und „Lachen von Rot“ zusätzlich bestärken. Sie kann so durchaus auch als Symbol für die physische Gewalt gegen die Juden interpretiert werden. Eine solche Lesart ist besonders auch deshalb nicht abwegig, weil derartige Pogrome auch in anderen Texten ähnlich chiffriert werden.³¹⁵

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Sternbachs „Wenn die Schakale feiern“ die höchste Literarizität im gewählten Korpus aufweist. Die Intertextualität, einzelne Sujets und die starke Metaphorik begründen dieses Urteil.

³¹² A. a. O., S. 11.

³¹³ A. a. O., S. 15.

³¹⁴ A. a. O., S. 23.

³¹⁵ Vgl. Franko, Ivan: Pir'ja, 1882, in: <http://www.i-franko.name/uk/Verses/ZVershynINyzyn/ZhydivskiMelodiji/Pirja.html>

7.2. Der Mythos in „Wenn die Schakale feiern“

In Sternbachs Erzählband ist der Mythos Galizien hinsichtlich der friedlichen Koexistenz der Volksgruppen von Beginn an hinfällig. Der erste Text des Buchs, „In Erwartung“, schildert die Ankunft der ersten Kosaken in der Stadt und deren freudvolle Begrüßung durch die Bauernschaft. „Väterchen kommt und die Sonne mit ihm“, kommentiert diese in „hoffnungstrunkener Rührung“.³¹⁶ Diese Beobachtungen implizieren bereits eine Unzufriedenheit mit dem bisherigen Status Quo unter den ruthenischen Bauern, was einen harmonischen Zustand im Sinne des Mythos natürlich widerlegt. Die bevorstehende Übernahme der Stadt durch russische Truppen hingegen trägt ein Moment der Aufbruchsstimmung in sich. Sie erscheint als Zäsur, welche die Bauern herbeisehnen, in die sie ihre Hoffnungen auf eine bessere Zukunft setzen. Die Metaphorik der Sonne, die mit der Übernahme kommen soll, unterstreicht diese Erwartungshaltung. Der Zar wird zu einer Erlöserfigur stilisiert, die Licht in die bisher regierende Dunkelheit bringen wird.

Ein Kosak versichert den euphorischen Bauern unverzüglich: „Die Juden machen wir mausetot [...] Wir wissen schon, wie man das macht. Ihr Geld und ihre Häuser gehören euch. Schulden nix. Väterchen hat es befohlen. Ist in den Papieren verschrieben, muss gehalten werden“ und die Anwesenden jubeln: „Herzchen, die Sonne ist uns aufgegangen!“³¹⁷ Die Hoffnungen der Bauern ist also erfüllt durch die Zusicherung, die Juden zu enteignen beziehungsweise überhaupt zu ermorden. Die Gründe für die Unzufriedenheit der ruthenischen Bauern wurzeln in ihrer minder privilegierten sozioökonomischen Stellung, die im historischen Teil der Diplomarbeit skizziert wurde und auch in Spunds Schilderungen angedeutet werden, wenn beschrieben wird, wie Ruthenen ihren „Rachefeldzug“ gegen ihre ehemaligen jüdischen Arbeitgeber führen. Sternbach illustriert diesen Komplex aus Ungerechtigkeit und Neid konkret am Beispiel des Bauern Jakym, der sich bei einem Kosaken, ebenfalls mit dem Namen Jakym, über seine Lebensumstände beklagt:

„Jakym, mein Bruderherz, weißt du auch, dass dein Jakym keinen Platz mehr auf der Pritsche hat? Auf dem Ofen muss er schlafen, wie ein ganz gemeiner ‚Parobok‘, wie ein Hausknecht. Und der Mendel von der Kortschma – musst du wissen – hat ein schönes, weißes Haus. Kennst du den Mendel? Einen Haufen Geld hat er und zwei Zimmer und Vorhänge in den Fenstern. Geblümete Vorhänge!“³¹⁸

³¹⁶ Vgl. Sternbach: Wenn die Schakale feiern, S. 3.

³¹⁷ A. a. O., S. 4.

³¹⁸ A. a. O., S. 5.

Diese Aussage bezeugt deutlich die wirtschaftliche Situation als Quell der Missgunst der Bauern gegenüber den Juden. Neben dem, was der Bauer sagt, ist ferner interessant, wie er es sagt. Die Nachfrage an den Kosaken, ob er denn auch den Mendel kenne, wirkt beinahe kindlich naiv. Eine solche Leichtgläubigkeit ist durchaus charakteristisch für die ruthenischen Bauern in Sternbachs Text. Ein anderer äußert sich gegenüber den Kosaken in ähnlichem Ton:

„Pater Zenobius hat es uns immer gesagt. Eure Stunde wird kommen – hat Pater Zenobius gesagt – wenn der weiße Zar zu euch kommt! Zahlt man bei euch Schulden? Nicht. Ich weiß es wohl. Ein gesegnetes Land hat Väterchen. Er ist reich und kann schenken. Ich weiß!“³¹⁹

Analog zu Blumenthals „Die Schlacht bei Lemberg“ kann zunächst die Rolle des Klerus festgehalten werden, der offensichtlich auch hier maßgeblich für die Verbreitung russophiler Standpunkte unter der ruthenischen Bevölkerung verantwortlich ist. Wesentlicher ist aber wieder der Verweis auf die ökonomischen Hoffnungen, die mit einer russischen Übernahme verknüpft sind. Die Annahme vom reichen und schenkungsfreudigen Zaren kann wieder als Argument für die Naivität der ruthenischen Bauern ins Treffen geführt werden, die Frage nach den Schulden hingegen spiegelt auch historisch nachvollziehbar die Situation der Bauern wider. Die Thematik von Armut und Reichtum beziehungsweise dem Potenzial, diese Verhältnisse im Zuge der russischen Besatzung umzukehren, widmet Sternbach sogar eine eigene Erzählung in seinem Band und unterstreicht damit die Relevanz der sozialen Frage in Galizien. Wassilowa, die Protagonistin in „Jewrejski Kozak“, verdankt der russischen Besatzung einen steilen sozioökonomischen Aufstieg: „Als noch Österreich da war, fuhr sie in ihrem ärmlichen Bauernwagen, der hatte Strohsitze und keine Lehne und sie hatte eine ‚Sorotschka‘ aus schlichtem Linnen an. Heut trägt sie Sammet und Galoschen! Es ist ihre Zeit...“³²⁰

Interessant ist die Kausalität zwischen ihrer Armut und „Österreich“, wie sie in dieser Schilderung gezeigt wird. Während im Fall der Bauernschaft noch die Juden als Sündenböcke für die eigene sozioökonomische Stellung fungierten, tritt an ihre Stelle nun „Österreich“ per se und wird dadurch als System infrage gestellt. Österreich verkörpert in dieser Diktion nämlich die Ungerechtigkeit, unter der die ruthenische Bevölkerung zu leiden hatte, ehe Russland sie aus diesem Joch befreite. Der Erzähler fährt fort:

³¹⁹ A. a. O., S. 6.

³²⁰ A. a. O., S. 27f.

„Denn es ist jetzt anders geworden, besser geworden! Sie wohnt nicht mehr in ihrer Hütte. Man hat ihr den Gutsherrnhof geschenkt, wo die Wände rot und blau und grün gemalt sind und Vorhänge drin weiß schimmern und Spiegel hängen. Und eine Uhr ist da, die jede Stunde kuckuckt. (Pater Zenobius, der Dorfgeistliche hatte recht. Er hatte diesen Segen früher schon der Wassilowa zugewiesen.)“³²¹

Die sozialen Hierarchien wurden im Zuge der Besatzung außer Kraft gesetzt und aus der ehemaligen Bäuerin wurde die Besitzerin des Hofes. Der bereits bekannte Pater Zenobius tritt wieder in seiner prophetischen Funktion als der auf, der eine Übernahme mit Versprechen einer besseren Zukunft verknüpfte. Er wird somit als zentraler Wegbereiter russophiler Ideen markiert.

Wassilowa kostet die neuen Verhältnisse auf Äußerste aus und profitiert dabei vor allem von der antisemitischen Grundierung des neuen Regimes. Ersichtlich wird ihre gewonnene Machtposition anhand einer Szene am Markt:

„Wenn sie etwas forderte, durfte man nicht sagen: ‚Wir haben’s nicht‘ und wenn’s auch nicht vorhanden war. Die Wassilowa sagte: ‚Mussyt buty – es muss sein‘. Und holte gleich einen Gendarmen herbei und der – hieb los mit der Nagajka auf Krämer oder Krämerin [...] Die Wassilowa brauchte nur zu sagen: ‚Bratschyku, die Jewrejs wollen kein russisches Geld annehmen.‘ Und man hatte einen gebrochenen Rücken! Die Wassilowa wuchs und ward jünger, wenn sie jemand auf ihren Wink peitschen sah. Es war ein Genuss, sich so mächtig zu wissen...“³²²

Wassilowas Sadismus ist keine Einzelercheinung, sondern wie in den anderen bereits analysierten Texten eine Grundcharakteristik der Bauern und der Besatzungsmacht, wobei auch bei Sternbach die Kosaken wieder eine zentrale Rolle bekleiden.

„Von den Bewohnern der Stadt wagt keiner, aus dem Haus zu treten. Denn der Tod geht durch die Gassen und Schakale geben ihm das Geleite. Auf den Straßen lungert lautes Bauerngesindel. Es hat mit den Kosaken Bruderschaft geschlossen und ist ihnen stets zur Seite auf allen ihren Mord- und Raubgängen.“³²³

Mit diesen Worten beginnt die Erzählung „Wenn die Schakale feiern“, womit darüber hinaus auch das Buch selbst betitelt ist. Der Text erhält dadurch eine zentrale Bedeutung und begründet die Leitmotivik, unter der die anderen Erzählungen im Band untergeordnet sind. Wie schon ersichtlich wurde, behandelt „Wenn die Schakale feiern“ den Zusammenschluss der Bauern und der Kosaken und ihre gewalttätigen Raubzüge gegen die jüdische Bevölkerung. Diese

³²¹ A. a. O., S. 28.

³²² A. a. O., S. 29.

³²³ A. a. O., S. 23.

Schilderungen sind aus den Werken Blumenthals und Spunds bereits bekannt und in ähnlicher Weise werden sie auch bei Sternbach dargestellt.

Eine solche Szene wurde oben bereits auseinandergesetzt und als Chiffre für Gewalt, explizit gegen Juden, interpretiert. Ferner zeigt sie die Brutalität und Rücksichtslosigkeit, mit der die Bauern und Kosaken ihrem Vandalismus frönen. „Was den Plünderern nicht gefällt oder nicht nützt, schleudern sie durchs Fenster auf die Straße hinaus, zerfetzen es in Stücke und Scherben, mit Äxten, Säbeln und Messern.“³²⁴ Wie bei Wassilowa ist auch bei den Bauern zu bemerken, wie die Besatzung in ihnen das Schlechteste nach außen kehrt. „Die Bauern sind von so viel Reichtum berauscht“, konstatiert der Erzähler ob ihrer Plünderungen und deutet bereits an, welche unkontrollierbare Dynamik sich hinter den Raubzügen entwickelt.³²⁵ Er schreibt weiter:

„Mit dem Rauben wächst die Raublust. Aber das Rauben und Plündern allein bietet bald keinen Reiz mehr; die Angst der Beraubten hat immer ein und dasselbe Gesicht, an dem sie kein Interesse mehr finden. Ihre Instinkte lodern und gieren nach Grausamkeiten, gieren nach Spott, Schande und Blut.“³²⁶

Sternbachs Schilderungen der Bauern ist deshalb interessant, weil er ihren Unmut zunächst noch relativ empathisch nachempfindet. Er spricht das sozioökonomische Ungleichgewicht als Ursache für ihren Grohl relativ unaufgeregt an und unterscheidet sich darin von den Texten Blumenthals und Spunds, in denen die Bauern einerseits als naiv und verführt inszeniert werden, andererseits als brutale Verräter sui generis. Sternbach zeigt weiter, wie die Besatzung für die Bauern als Chance sozialer Umwälzungen begriffen und wahrgenommen wird, bald aber in sadistische Exzesse umschlägt.

„Rauchwolken und Feuersäulen steigen in die Höhe. Dächer brechen zusammen; Mauern gehen krachend auseinander; Schlote ragen gespenstisch aus Schutt und Asche empor. Frisches, warmes Blut dampft in den Häusern, rieselt auf das Pflaster und mischt sich mit den Straßentümpeln und färbt sie purpurn.“³²⁷

Die Szene illustriert um ein weiteres Mal das poetische Moment in Sternbachs Werk und schließt auch bildlich an die bereits erwähnten „Lachen von Rot“ an. Was vorerst noch „Petroleum, Wein, Essig, Himbeersaft und Milch“ war, ist nun explizit Blut, das durch die Straßen rinnt.

³²⁴ A. a. O., S. 23.

³²⁵ A. a. O., S. 24.

³²⁶ Ebd.

³²⁷ A. a. O., S. 25.

Der Sadismus und die Mordlust, die die russische Besatzung unter der ruthenischen Bevölkerung entfacht, zeigt sich abschließend auch im Stadtrat Ossyp Leschko, „mit dem Mördergesicht und den Gelüsten Iwan des Grausamen“. Er passiert zwei vermeintliche Spione – Vater und Sohn – am Galgen und „fühlt eine Sonne in sein Herz quillen“. ³²⁸ Die Referenz auf Iwan den Schrecklichen war bereits in der Erzählung Spunds ein Symbol der Barbarei, besonders gegenüber den Juden, und wird auch hier mit derselben Intention verwendet. Zu besagtem Stadtrat erfährt der Leser weiter, dass er die Gehenkten denunzierte, weil er ihnen „eine Kleinigkeit schuldig [war] und [...] jetzt nicht mehr zu zahlen [braucht]“. ³²⁹ Die russische Besatzung findet in den Ruthenen willige Unterstützer und diese wiederum profitieren insofern, als ehemalige sozioökonomische Verhältnisse umgestürzt werden können.

Die Brutalität der Kosaken wurde bereits angesprochen und entspricht damit der Darstellung der Kosaken in Blumenthals und Spunds Erzählungen. Allerdings ist einzuräumen, dass Sternbach darüber hinaus auch sie stellenweise in einem anderen Licht darstellt. Wo sich der Autor schon bei der Darstellung der Bauern und ihrer Beweggründe um eine gewisse Objektivität, beziehungsweise Empathie, bemühte, setzt er diesen Anspruch selbst bei den Kosaken fort, denen bisher stets die Rolle des radikalen Bösen angeheftet wurde.

Einen subtilen ersten Eindruck davon vermittelt bereits die kosakische Vorhut, die zu Beginn frenetisch durch die Bauernschaft empfangen wird. Denn während die Bauern ihre utopischen Wünsche und Vorstellungen äußern, scheint ein Kosake eine gewisse Irritation anzumelden: „Der Kosak, der auch Jakym heißt schüttelt den Kopf und reitet mit seinen Kameraden in die Stadt hinein.“ ³³⁰ Vielleicht muss der Geste keine große Bedeutung in diese Richtung zugemessen werden, kann aber durchaus so interpretiert werden, denn Sternbachs Erzählband bricht an mehreren Stellen mit dem klassischen Feindbild von Kosaken und Russen.

Die Erzählung „Jewrejski Kozak“, die bezüglich Frau Wassilowa und ihres Sadismus bereits Erwähnung fand, berichtet neben der Bäuerin von einer weiteren Schlüsselfigur: Dem namensgebenden „Judenkosak“. Zunächst schildert der Text noch, wie Wassilowa nach ihrer Art eine Krämerin drangsaliert, die an ihrem Stand Gebäck feilbietet. Sie

„[...] griff nach einem Stück und fragte nach dem Preis. Bissig und voller Hohn. Sechs Kopeken kostete ein Stück. Es sei jüdischer Wucher, Blutsaugerei – sagte die Wassilowa und legte einen Rubel auf den Tisch und wollte den Rest in Kronenwährung haben [...]“ ³³¹

³²⁸ Ebd.

³²⁹ Ebd.

³³⁰ A. a. O., S. 6f.

³³¹ A. a. O., S. 30f.

Wie sich Wassilowa der Krämerin nähert, belegt bereits, in welcher Machtposition sie sich wähnt. Mit ihrer anschließenden antisemitischen Rhetorik erhofft sie die gebotene Aufmerksamkeit, sodass die Mechanismen des neuen Regimes in der Stadt greifen, nämlich Einschüchterung, aber auch physische Sanktionen durch anwesende Exekutive. Die Krämerin aber weigert sich, Wassilowas Forderungen nachzukommen, wodurch diese umso vehementer auftritt:

„Nun aber war die Wassilowa außer sich geraten. Und ob der Zar für Juden Rechte mache? [...] Es werde bald mit der Judenherrschaft und mit den Judenkaisern (‚Judenkaiser sind alle außer dem Zaren‘ – sagte der Pope Zenobius) ein Ende nehmen. Heut oder morgen werde es geschehen, und in ihrem Hof – in ihrem Hof wetzten schon die Bauern Sensen und Sicheln, das Judenpack niederzumähen. Väterchen, der Zar, habe es anbefohlen und den Bauern von Lischnia und Babinia das Judengeld überlassen.“³³²

Wieder tritt der Pope Zenobius als zentraler Agitator der russophilen Agenda in Erscheinung und besonders auch als ideologischer Wegbereiter der geschilderten Gewaltexzesse. Den Feind der Ruthenen assoziiert er eindeutig mit den Juden. Daneben zeigt die Passage Wassilowa als absolut gefestigt in ihrer neuen Position, die sie letztlich durch den Zaren höchstpersönlich legitimiert sieht.

Umso irritierender wirkt der weitere Verlauf der Erzählung, in dem die Krämerin zu weinen beginnt, worauf ein Soldat an die beiden Frauen herantritt. Wassilowa glaubt sich natürlich im Recht und setzt dem Soldaten ihr Anliegen in selbstgerechter Manier auseinander.

„Den Kosaken zwickte es. Das Weib war ihm zuwider und ihre Bosheit, die sie gar nicht aus dem Gleichgewicht brachte, empörte ihn. ‚Job twoja matj‘ – spuckte er ihr ins Gesicht. ‚Bestie!‘ und los mit der Nagajka, dass das Weib wie ein Bär auf Glüheisen hopfte.“³³³

Auf diese Reaktion hin bezeichnen die anderen Bauern untereinander den Soldaten als „Judenkosak“. Ob sein Handeln nur die Folge einer persönlichen Antipathie gegenüber der Wassilowa ist, oder aber ein tatsächliches Rechtempfinden gegenüber auch jüdischer Bürger der Stadt vorhanden ist, kann ob der Schilderung nicht endgültig beurteilt werden. Entscheidend ist aber, dass der Kosak durch seine Reaktion die Symbiose zwischen Bauern und Kosaken in Frage stellt. Die bereits erwähnte Geste des Kopfschüttelns, als auch das Verhalten des „Judenkosaks“, sind Zeichen einer Befremdlichkeit zwischen den beiden Gruppen.

³³² A. a. O., S. 31.

³³³ A. a. O., S. 32f.

Eine Befremdlichkeit, die Sternbach nicht nur in der Beziehung zwischen Bauern und Kosaken ortet, sondern selbst im Verhältnis zu Soldaten und ihrer Mission in Galizien. Davon berichtet die ebenfalls bereits erwähnte Erzählung „Ich bin es dem Semen Andrejewitsch schuldig“. Wie geschildert wurde, sind die zentralen Personen darin der Jude Schulim und ein Soldat, der regelmäßig bei ihm verkehrt.

„Er saß stundenlang da, war anfangs wortkarg, taute aber immer mehr auf. Seine Stimme war rau, sein Gesicht mit den kleinen Augen unschön, aber gewinnend, und in seinem übergroßen Wuchs und seinem vorgeneigten, torkelnden Gang lag Gemütlichkeit. Er war von Odessa – Odjessa sagte er – und erzählte von Menschen und Begebenheiten aus seinem Lebens- und Gedankenkreis in schlichter Bauernart, dass ihm der Uhrmacher gerne zuhörte.“³³⁴

Die Beschreibungen des Soldaten zeigen eine Ambivalenz zwischen Grobheit und Gemütlichkeit, was sich zunächst auch noch im Verhalten Schulims dem Soldaten gegenüber niederschlägt. Schulim ist ihm gegenüber sehr reserviert, denn er wähnt Spitzel hinter dem Personal der russischen Besatzung, besonders dann, wenn es sich allzu kritisch gebärdet:

„Denn es waren unter ihnen nicht wenige, die unzufriedene Worte sprachen in der Absicht, unzufriedene, verkrochene Seelen aus ihren Verstecken, ihrem Österreichertum herauszulocken, um so entweder Geld zu ersparen oder der Ochrana sich dienstbar zu erweisen.“³³⁵

Jener Soldat, der titelgebende Semen Andrejewitsch, macht auf Schulim zunächst einen solchen Eindruck. Wie sich zu Ende der Erzählung aber herausstellen wird, sind er und seine kritischen Ansichten authentisch. Denn wie der Soldat und Schulim gewahr werden, wie Welwale und seine Tochter durch die Straßen getrieben werden, reagiert Semen überraschend:

„Der Soldat schnellte empor, wie wenn ihm der Böse in die Glieder gefahren wäre. ‚Antichristen! Schakale – schrie er. – Ich schlag sie tot.‘ Sein Gesicht ward mit einem Mal von einer lohenden Röte überzogen. Er reckte sich, befühlte seinen Gurt, ergriff die Kappe – und mit einem Satz war er fort.“³³⁶

Wie dem „Judenkosaken“, schreibt Sternbach auch Semen Andrejewitsch eine moralische Integrität und ein Bewusstsein für Recht und Unrecht zu, das er selbst im Regime der Besatzung behaupten will, wo Juden für vogelfrei erklärt wurden. Anhand seiner Figur entwirft der Autor

³³⁴ A. a. O., S. 42.

³³⁵ A. a. O., S. 41.

³³⁶ A. a. O., S. 47.

darüber hinaus sogar ein Narrativ, welches als Antikriegstext rezipiert werden kann. Hinsichtlich des Krieges hadert der Soldat mit der Sinnfrage: „Mein Weib und meine Kinder sterben wo Hungers. Odjessa ist eine große Stadt und hat viele arme Leute. Die sterben alle Hungers. Wofür? Und warum?“³³⁷

Er erzählt weiter von seinem Vater, der einst in einem Krieg sein Leben ließ, und von seiner Mutter, der eine Rente zugesprochen wurde. „Glaubst du, dass sie auch nur ein einziges Mal diese Summe ganz ausbezahlt bekommen hatte? Kein Gedanke“, fährt der Soldat fort und meldet seine Besorgnis an, dass seiner Frau ein ähnliches Schicksal im Zuge des Kriegs ereilen könnte.³³⁸ In seiner Biographie ist der Krieg keine Chance, um Ruhm und Ehre zu erlangen, sondern Ursache für Leid und Armut. Der Soldat sieht den Krieg jedoch nicht lediglich als persönliche Katastrophe, sondern übt auch Kritik an den Herrschern und ihren vorgeschobenen Begründungen für den Krieg. Er bezichtigt sie und ihrer Propaganda der Lüge:

„Glaubst du, sie sind Christen? Das lässt man uns nur in die Kappen drucken. Sie reden uns nur ein, dass wir uns für den Glauben schlagen. Ich sag dir: ‘s ist nicht wahr. Wir haben so viel ‚Cerkiews‘ (*Kirchen*, Anm.), dass die Heiden der ganzen Welt drin Platz hätten zu beten. Wir schlagen uns nicht für das Prawoslawie.“³³⁹

Die Soldaten sieht er als bloße Instrumente der Mächtigen, denn „für Andrij Gawrylowitsch und Semen Andrejewitsch werden bei uns keine Kriege geführt“.³⁴⁰ Interessant sind ferner Semens Aussagen zu den Kosaken, die er als Profiteure des Kriegs wahrnimmt: „Für sie ist das so das richtige Handwerk. Sie rauben, morden und peitschen [...] Ihnen lohnt es der Zar. [...] Aber wir, die ‚Wojaki‘ – wir, Soldaten von der Linie – was haben wir davon? Wir schlagen uns nicht für Russland – nein; für die Kosaken.“³⁴¹ Während also bei Blumenthal und Spund stets eine Einheit zwischen Kosaken und Soldaten artikuliert wurde – wenn durchaus auch mit einer gewissen „Arbeitsteilung“ – so benennt Sternbach in seiner Erzählung auch Brüche innerhalb des neuen Besatzungsregimes.

Die Kritik des Soldaten macht jedoch nicht beim Krieg halt, sondern erstreckt sich sogar auf die politischen Gepflogenheiten Russlands überhaupt: „Warum sag ich dir das alles? Bei uns darf ein Schuster nicht reden. Bei euch ist das anders. Wem was wehtut, er darf weinen. Wer klagt, es wird ihm Gerechtigkeit. Bei uns nicht. Wir nähren uns von dem, was uns wehtut.“³⁴²

³³⁷ A. a. O., S. 43.

³³⁸ Vgl. a. a. O., S. 43f.

³³⁹ A. a. O., S. 45f.

³⁴⁰ A. a. O., S. 45.

³⁴¹ A. a. O., S. 45.

³⁴² Ebd.

Er benennt deutlich eine repressive Herrschaft in Russland, wo Meinungen unterdrückt und Recht außer Kraft gesetzt werden. Diese politische Kritik wird außerdem um eine gesellschaftliche ergänzt. Für das Menschsein und die Akzeptanz der eigenen Schwächen sieht er in Russland ebenfalls keinen Platz. Bemerkenswert ist, dass er alle diese Rechte und Regungen in Österreich realisiert und gestattet sieht.

Für die Charakterisierung Semens ist ferner die Angabe seiner Heimatstadt Odessa relevant. Bedenkt man zusätzlich noch seine „Bauernart“, wäre durchaus auch die Schlussfolgerung zulässig, dass er kein ethnischer Russe ist, sondern „Kleinrusse“ beziehungsweise Ukrainer. Der ausgeprägte Gerechtigkeitssinn Semens erinnert darüber hinaus an den des „Judenkosaks“, zu dem es in der namensgebenden Erzählung heißt: „Jenkel (Die Krämerin, Anm.) konnte nur mit Mühe das Bisschen Ruthenisch, das sie innehatte, zusammenklauben. Aber der Soldat verstand sie. War einer tief aus der Ukraine.“³⁴³ Aus den Beschreibungen der Charakterzüge und der Herkunft ist es deshalb durchaus legitim anzunehmen, dass es sich in beiden Fällen um Semen Andrejewitsch handelt. Beziehungsweise kann zumindest festgehalten werden, dass auch „Ukrainer“ in Sternbachs Erzählband auftreten. Während sie in Blumenthals Erzählung „Die Schlacht bei Lemberg“ eine Schlüsselrolle bekleiden, erscheinen sie bei Sternbach aber lediglich in Form derlei Randnotizen. Nur in der ersten Erzählung werden die Ukrainer konkret als Volksgruppe angesprochen. Der bereits bekannte Bauer Jakym setzt dem Kosaken seine Notsituation auseinander:

„Denn du musst wissen, dass meine Xenia seit acht Jahren verheiratet ist und mit ihren Kindern bei mir wohnt. Ihr Mann, der Hundesohn – musst du wissen – hat sie sitzen lassen. Er ist wo weg, vielleicht in Kolomyja, und steht dort zu den Christfeinden, zu den Gottesdieben, den Ukrainern.“³⁴⁴

Für die Bauern sind die Ukrainer in erster Linie ein Feindbild, wobei religiös argumentiert wird. Dies ist in Bezug auf Semen Andrejewitsch umso interessanter, wo er sich selbst doch als „postupowy chrystyanin“, also als fortschrittlicher Christ, sieht.³⁴⁵

Die Ukrainer sind in Sternbachs Text zusammenfassend unterrepräsentiert. Explizit erscheinen sie nur als Feindbild der Russophilen. Wie aber gezeigt werden konnte, kann Semen Andrejewitsch (beziehungsweise auch der „Judenkosak“) durchaus als „Ukrainer“ interpretiert werden. Er verkörpert dadurch Brüche innerhalb der russischen Besatzungsmacht.

³⁴³ A. a. O., S. 31.

³⁴⁴ A. a. O., S. 4f.

³⁴⁵ Vgl. a. a. O., S. 43.

Eine ähnliche Funktion erfüllen zwei russische Soldaten in der letzten Erzählung „Die Deutschen kommen“, die sich im Haus des Juden Wolf Schächtel einquartieren.

„Ältere Trampel schon, bärtig, plump und zahm dabei. Sie kamen aus jenen tiefen, verschneiten Gegenden Russlands, wo man das Wort ‚Jewrej‘ nicht kennt. Sie schützten Wolfs Haus. Denn so oft ihm ein Leid drohte, waren sie dabei, ließen die raubgierigen Kameraden und Bauern gar nicht zu Worte kommen und schlugen sie mit ihren Kolben krumm. Die Bauern aber, die mitgingen, machten große Augen und flinke Beine, als sie das sahen.“³⁴⁶

Auch in ihrem Fall bricht Sternbach mit den bekannten Darstellungen vom russischen Feindbild, wie sie aus Blumenthals und Spunds Texten bekannt sind. Die antisemitische Propaganda des Zarenreichs scheint noch nicht seine ganze Bevölkerung infiziert zu haben, womit ein weiteres Mal die Besatzung als monolithischer Block infrage gestellt wird. Zwar schildert Sternbach, genauso wie Blumenthal und Spund, die Gewaltexzesse der Kosaken gegen die Juden der Stadt, aber beleuchtet gleichzeitig auch Einzelschicksale, wodurch auch in den Reihen der Besatzungsmacht Kritik und Zweifel offenkundig werden. Sternbach bestätigt in diesen Darstellungen den Eindruck, der sich bereits in den Ursachenbeschreibungen für die Ausschreitungen der Bauern zeigte. Tatsächlich scheint der Autor um eine ausgewogene Darstellung der Geschehnisse bemüht, jenseits der bekannten ideologischen Vereinnahmungen Blumenthals oder der persönlichen Betroffenheit Spunds.

Die Juden schließlich als letzte große Bevölkerungsgruppe in Sternbachs Erzählband sind wie bei den vorangegangenen Texten die Hauptleidtragenden. Wie gezeigt wurde, werden die Juden der Stadt drangsaliert, beraubt und ermordet. Dementsprechend konsterniert lautet es in der letzten Erzählung des Bands:

„Man hatte sich schon an alles gewöhnt. Denn an was alles gewöhnt sich nicht der Mensch? [...] Wenn man den Feind stets auf dem Nacken sitzen hat, fühlt man den Nacken nicht mehr. Wenn man Tag für Tag Menschen auf offener Straße schänden und peitschen sieht, glaubt man, der Rücken sei geschaffen, von Kosaken mit Stockstreichen gepeitscht und gebrochen zu werden.“³⁴⁷

Die Juden der Stadt haben sich mit ihrem schrecklichen Los abgefunden und auch im Hinblick auf Wolf Schächtel, den Protagonisten dieser Erzählung, stellt der Erzähler die rhetorische

³⁴⁶ A. a. O., S. 51.

³⁴⁷ A. a. O., S. 49.

Frage: „Ob er noch hoffte?“³⁴⁸ Eine Antwort gibt der Text wenig später: „Man ertappte sich zuweilen auf einer Hoffnung.“³⁴⁹

Die Hoffnung verknüpft Sternbach symbolträchtig mit dem Frühlingserwachen in der Stadt: „Der Frühling war eine Überraschung und schien den Zweifelnden eindringlich einreden zu wollen, dass sich noch alles zum Alten kehren werde.“³⁵⁰ Hier referiert Sternbach auf die Zeit vor der Besetzung und ihrer Schrecken, beziehungsweise konkreter auf die Zeit, als Österreich noch regierte. Wie bei Blumenthal und Spund erscheinen nämlich auch bei Sternbach die Juden als loyal zur Monarchie. Schon eine beiläufige Bemerkung in der Erzählung „Man wusste nicht, wessen das Morgen war“ gibt Kunde davon: „Awrum ging im Zimmer auf und nieder. Von den Jungens im Winkel abgesehen, war er der einzige Mann hier im Hause. Die anderen Männer waren eingerückt.“³⁵¹ Auch die Juden sterben also für Österreich an der Front und widerlegen das Vorurteil vom jüdischen Drückeberger.

Gleichzeitig erwähnt Sternbach aber auch die Fluchtbewegungen vor den Russen: „Denn wer nur einen Groschen in der Tasche klingen hatte, lief in wirrer Angst davon, ohne Ziel, um nur nicht dort zu sein, wo Russen waren. Nur die Armen waren geblieben, - und das Gesindel in übervoller Zahl.“³⁵² Auch hier liefert Sternbach also keine eindeutigen Interpretationen der Geschehnisse, sondern bemüht sich um ein Kaleidoskop an Eindrücken und Erfahrungen.

Weitere Verweise auf die Loyalität der Juden zur österreichischen Monarchie sind eher indirekter Natur. Beispielsweise wurden im Rahmen der Erzählung „Ich bin es dem Semen Andrejewitsch schuldig“ die Spione angesprochen, „die unzufriedene Worte sprachen in der Absicht, unzufriedene, verkrochene Seelen aus ihren Verstecken, ihrem Österreichertum herauszulocken“.³⁵³ Ähnliche Schlüsse lassen die Äußerungen von Bauern und Russen zu, die von „Judenkaisern“ sprechen beziehungsweise versprechen, „Mit Österreich sei's aus“ und so einen besonderen Konnex zwischen Monarchie und Judenschaft herstellen respektive unterstellen.³⁵⁴

Das Bekenntnis zu Österreich, das im Text eher subtil angelegt ist, findet gegen Ende des Erzählbands doch noch deutlichen Ausdruck. Denn im Hinblick auf die Gräueltaten unter der Besetzung konstatiert der Erzähler, dass „all die Mitgänger und Mithelfer [...] sich so gebärdeten, wie wenn das Österreichische ein für alle Mal unwiederbringlich verloren gegangen

³⁴⁸ A. a. O., S. 50.

³⁴⁹ A. a. O., S. 52.

³⁵⁰ A. a. O., S. 52f.

³⁵¹ A. a. O., S. 9.

³⁵² A. a. O., S. 19.

³⁵³ A. a. O., S. 41.

³⁵⁴ A. a. O., S. 31, 4.

wäre.“³⁵⁵ Damit spricht Sternbach die ehemalige österreichische Herrschaft als moralische Instanz an und bestätigt, was Semen Andrejewitsch früher im Text bereits, in Kritik am Zarenreich, zu Österreich behauptete.

Das Ende der russischen Herrschaft in Drohobyč markieren jedoch keine österreichischen Truppen, sondern deutsche. Die Szenen der Befreiung ähneln in ihrer Inszenierung aber dennoch den entsprechenden Textpassagen in den Texten Blumenthals und Spunds:

„In den Straßen war’s laut und lebhaft geworden. Ein Jubel war vom Himmel gestiegen und hatte mit Wunderhänden alles Leid und alle Trauer hinweggeschwemmt und den Tag zu einem lachenden, weinenden Sonnenfeste gemacht. Die Buben liefen auf flinken Beinen straßaus, straßein und schrien, was sie nur konnten: ‚D’ Praißen kimmen! D’ Praißen kimmen!‘ Die Alten aber verließen das Bethaus und Synagoge (ein Schabbes war es), denn Gott war heut draußen unter ihnen...“³⁵⁶

Auch bei Sternbach ist die Rückkehr der „alten Ordnung“ begleitet von Euphorie unter den Juden der Stadt. Die religiöse Komponente unterstreicht die Freude zusätzlich. Ferner korrespondiert auch die Beschreibung des Straßenbilds mit den bereits untersuchten Texten. In der dritten Erzählung des Bandes, „Welwale singt“, berichtet der Erzähler: „Die Gassen waren leer, wie ausgestorben; alles Leben schien abgemäht.“³⁵⁷ Jetzt jedoch sind sie wieder „laut und lebhaft“.

Auffällig ist, dass die Ankunft der deutschen Soldaten nicht mit einer Heroisierung einhergeht. Die Freude zeigt sich nicht in Lobliedern des Erzählers, sondern nur in der Reaktion der Bevölkerung und der Figur Wolfs Schächtels, dem die heranrückenden deutschen Truppen in höchste Erregung versetzen: „Wolf zitterte am ganzen Leibe. Denn in seinem Herzen quoll es und schwoll es und klang von erschütternden Jubelhymnen. Sie drängten sich nur so in seine Kehle, auf seine Lippen. Es schüttelte ihn die Freude, dass er keinen Schritt tun konnte.“³⁵⁸ Und als die beiden Soldaten, die sich bei ihm einquartiert hatten, sein Haus verlassen, frohlockt er „Kinder! Kinder! Menschen kommen!“ und kündigt so wortwörtlich die Rückkehr der Menschlichkeit in die Stadt an.³⁵⁹

Während Sternbach auf direkte Glorifizierung der deutschen Soldaten verzichtet, gewährt er Einblicke in die Gedankenwelt der russischen Soldaten, die zum Rückzug gezwungen sind. „Sie fürchteten die Deutschen. ‚Germanzi budut rizaty –‘, die Deutschen würden schlachten. So

³⁵⁵ A. a. O., S. 52.

³⁵⁶ A. a. O., S. 56f.

³⁵⁷ A. a. O., S. 16.

³⁵⁸ A. a. O., S. 55.

³⁵⁹ A. a. O., S. 56.

hatten es ihnen die Russen gesagt.“³⁶⁰ Und die Soldaten im Haus Wolf Schächtels warnen ihn: „Ob es ihm gar einfalle, hier zu bleiben und sich und die Seinen von den Germanzi abschlachten zu lassen [...] Ob er nicht wisse, dass die Germanzi mit dem Menschenleben Spott und Scherz treiben?“³⁶¹ Sternbach demaskiert damit zwar die Propaganda des russischen Gegners, beweist aber gleichzeitig auch ein letztes Mal die Besonderheit seines Erzählbandes, nämlich den Perspektivwechsel und in diesem Fall die Darstellung davon, dass die Russen ihrerseits von ähnlichen Schreckensbildern umtrieben sind, wie sie Blumenthal und Spund pauschal von den Russen entwerfen.

Während in Sternbachs Text also Juden als die vorrangigen Opfer vorkommen, die ruthenischen Bauern im Verbund mit Russen und Kosaken als Täter, obschon mit Ausnahmen, und die Deutschen als Erlöser, ist die habsburgische Monarchie unterrepräsentiert, beziehungsweise erscheint nur als Reminiszenz an eine „gute alte Zeit“ im Sinne der Juden. Überhaupt außerhalb des Interesses des Autors sind die Polen in seinem Erzählband.

Lediglich ein Nachname in Sternbachs Textsammlung ließe auf eine polnische Abstammung schließen, nämlich der des Ingenieurs Lawecki. Er wird wie der polnische Polizist in Spunds Erzählung als Opportunist geschildert. Als der Bauer Jakym seine Freude über das Mendel'sche Haus gegenüber von Kosaken mit dem Ausruf „Bratcyku luby! Holubtschyku! Serdenjko! (*Lieber Bruder! Täubchen! Herzchen!*, Anm.)“ zum Ausdruck bringt, erwidert Lawecki pathetisch „Das goldene Herz“.³⁶² Im Angesicht des russischen Rückzugs ändert Lawecki jedoch seine Haltung: „Und Lawecki, der sich vor Lachen kugelte, wenn er sah, wie so komisch ein Menschenrücken unter dem Sausen der Nagajka sich wand und krümmte, war tiefsinnig geworden und erwiderte jeden Judengruß höflich und voller Würde.“³⁶³

Gegen eine endgültige Bewertung, ob Lawecki als Pole identifiziert werden kann, spricht aber die Kontextualisierung seiner zitierten Äußerung: „[...] meint der Ingenieur Lawecki, als er den übersprudelnden Bauer sieht und hängt sich fester in den Arm des Popen Zenobius...“³⁶⁴

7.3. Propaganda in „Wenn die Schakale feiern“

Sternbachs Erzählband zeichnet sich im Vergleich zu den Texten Blumenthals und Spunds besonders durch seine Literarizität aus. Diese wurde in den einleitenden Bemerkungen bereits

³⁶⁰ A. a. O., S. 54.

³⁶¹ A. a. O., S. 55.

³⁶² A. a. O., S. 26.

³⁶³ A. a. O., S. 53f.

³⁶⁴ A. a. O., S. 26.

anhand der starken Symbolik in den Erzählungen und der spezifischen Erzählsituation mit ihren parallel ablaufenden und sich mitunter überschneidenden Narrativen erörtert.

In der vorgenommenen Analyse zu den Volksgruppen ergab sich ein weiteres Unikum im Hinblick auf den Textkorpus, nämlich das Augenmerk des Autors auf die Ursachen der antisemitischen Ausschreitungen und die differenzierte Darstellung des Kriegsgegners, der in seinen Reihen Zweifler und „gerechte“ Persönlichkeiten versammelt. So gewährt Sternbach auch immer wieder Einblicke in die Befindlichkeiten der Gegenseite und beleuchtet in der letzten Erzählung des Bandes sogar die Sorgen der abziehenden Russen vor den Deutschen, indem er auf deren propagandistische Indoktrination aufmerksam macht.

Das Aufspüren propagandistischer Absichten gestaltet sich dementsprechend schwieriger als in den Texten zuvor. Für Blumenthal war die offensichtliche Rezeption propagandistischer Diskurse augenscheinlich, für Spund die Tonalität einer Brandrede gegen alle Feinde der Monarchie, respektive die diskursive Aufwertung des Judentums als staatstragenden Faktor eben dieser. Bedingt durch die Machart Sternbachs Erzählbandes fehlen derlei deutliche Positionierungen und Absichten, die sich für eine propagandistische Vereinnahmung als politisches Pamphlet andienen würden. Nichtsdestotrotz ist dem Werk eine Haltung inne, die es mit den bereits analysierten Texten verbindet, nämlich die positive Rezeption der österreichischen Monarchie.

In Sternbachs Text ist diese vorrangig in der Darstellung der Juden realisiert. Wie gezeigt wurde, ist die Staatstreue der Juden nun allerdings weniger plakativ inszeniert, sondern kann aus einzelnen Verweisen im Text abstrahiert werden. Dafür spricht weiter der rote Faden der einzelnen Erzählungen. Das einende Element dieser ist nämlich das Leid, das die Juden der Stadt während der Besatzung durchzustehen haben, was selbstredend weiter für eine Bevorzugung des Status quo ante durch die Juden spricht. Da also der Leidensweg der Juden während der russischen Besatzung das Schlüsselmoment in Sternbachs Erzählband darstellt, beansprucht er auch in besonderem Maße den Fokus des Lesers und seiner Empathie. In diesem Sinn ist dem Text der pro-österreichische Tenor inhärent. Unterstützend wirken natürlich die geschilderten Gewaltexzesse der Bauern und Kosaken zur weiteren Entfremdung des Lesers vom Kriegsgegner.

Neben dieser Perspektive ist es vor allem der russische Soldat Semen Andrejewitsch, der die österreichische Monarchie aufwertet. Dies geschieht durch seinen Vergleich mit dem zaristischen Russland, welchem er Recht und Menschlichkeit abspricht, was er in Österreich hingegen gegeben sieht. Der Leser kann dadurch etwaige Vorurteile um ein weiteres Mal bestätigt sehen. Zusätzlich trägt dazu die Bemerkung Wolf Schächtels bei, wenn er die Ankunft

der Deutschen damit kommentiert, dass nun „Menschen“ kämen. Auch hier schwingt die propagandistische Konnotation der Russen als Barbaren beziehungsweise „Unmenschen“ mit. Dass Sternbach die Bemühungen der russischen Propaganda anspricht, die ihrerseits die Deutschen als barbarische Mörder darstellt, dient ebenfalls der Diskreditierung der Gegenseite, nämlich insofern, als dem Leser auseinandergesetzt wird, mit welchen Lügen Russland arbeitet, um sein Volk aufzuhussen.

Die Euphorie der Juden ob der Ankunft deutscher Truppen schlussendlich entspricht ganz dem Repertoire propagandistischer Rhetorik, besonders unter Berücksichtigung der religiösen Konnotation in Sternbachs letzter Erzählung. Das Bild des Erlösers korrespondiert mit dem Topos des Heiligen Krieges der Mittelmächte.

8. Die zeitgenössische Rezeption der analysierten Werke

Nachdem gezeigt werden konnte, dass die drei ausgewählten Werke im Hinblick auf ihren textimmanenten propagandistischen Gehalt unterschiedlich zu gewichten sind, drängt sich im Weiteren die Frage nach ihrer zeitgenössischen Rezeption auf. Auch für Sternbachs Erzählband, der sich durch seine relative Differenziertheit in Bezug auf die Entstehung der antisemitischen Stimmung in Drohobyč und der militärischen Gegenseite auszeichnet, gilt, dass ihm dennoch gewisse Elemente zu eigen sind, die sich propagandistisch vereinnahmen ließen. Die Frage nach der propagandistischen Wirkung eines Texts kann also nur geklärt werden, wenn seine Rezeption in die Bewertung miteingeschlossen wird. Dazu können im Besonderen Verweise in zeitgenössischen Zeitungen hilfreich sein, die im Folgenden dargestellt werden sollen. Als Anlaufstelle für die Recherche diene das digitale Zeitungsarchiv der österreichischen Nationalbibliothek, „Anno“.

Wie in der aktuellen Forschungsliteratur sticht Blumenthal auch in der zeitgenössischen Rezeption hervor. Im Vergleich mit Spund und Sternbach nimmt Blumenthal und sein Werk eine privilegierte Stellung ein. Die Wertschätzung für den Autor zeigt sich etwa in einem Aufsatz der „Jüdischen Volksstimme“, herausgegeben in Brünn und datiert vom 20. Dezember 1911. Darin schreibt Jakob Finger mann unter dem Titel „Hermann Blumenthal und sein Werk“:

„Hermann Blumenthal ist unserer Besten einer. Ja, ich will es verfechten, er ist unser größter Romancier, denn ich weiß nicht Einen, der ihm würdig zur Seite stünde. Er wächst mit jedem Buch, wird immer reifer und reicher. Und noch eins: Ein Versprechen ist Blumenthal. Ein Mann, vielleicht der Mann der Zukunft. Denn wer kann sich seinem Bann entziehen, ihm, dessen Blut unser Blut und dessen Herz unser Herz ist...“³⁶⁵

Zwar bezieht sich der Rezensent auf Blumenthals Romantrilogie „Der Weg der Jugend“, gestattet aber dennoch einen Eindruck der Wertschätzung, die Blumenthal als Autor genossen haben dürfte. In der Badener Zeitung vom 29. Jänner 1910 hebt die Schriftstellerin Ella Triebnigg Blumenthals Beitrag zum jüdischen Erzählband „Prinzessin Sabbath“ als eine der „kostbaren Perlen in diesem Schatz“ besonders hervor.³⁶⁶

Als weitere Indizien für Blumenthals Prestige als Autor können ferner die Texte und Übersetzungen herangezogen werden, die Blumenthal für verschiedene Zeitungen verfasste. Im Feuilleton der Wiener Abendpost, einer Beilage der Wiener Zeitung, finden sich Beiträge mit Bezug zu Galizien, etwa zu Wanderungen in den Ostkarpaten oder zur Geschichte des Petroleums.³⁶⁷ Für das Feuilleton der Jüdischen Volksstimme vom 2. Mai 1912 übersetzte Blumenthal eine Erzählung des bedeutenden jiddischsprachigen Autors Jizchok Leib Perez in die deutsche Sprache.³⁶⁸ Ferner publizierte Hermann Blumenthal in der Wochenzeitschrift „Die Muskete“. In der Ausgabe vom 5. Oktober 1916 war er mit einem eigenen Werk („Ein Original“) und einer autorisierten Übersetzung von David Pinski aus dem Jiddischen vertreten.³⁶⁹

Während all diese Beispiele für Blumenthals Renommee als Schriftsteller sprechen, zeigen sie den Autor auch in seiner Funktion als Kulturvermittler zwischen seiner galizischen Heimat beziehungsweise seiner jüdischen Herkunft und dem Zentrum der Monarchie beziehungsweise der deutschsprachigen Öffentlichkeit.

Unter all den Zeitschriften, für die Blumenthal publizierte, ist die „Wiener Illustrierte Zeitung“ besonders hervorzuheben. Sie erschien von 1914 bis 1916 und zeichnete sich durch ihre thematische Ausrichtung auf den Ersten Weltkrieg aus. In der Ausgabe des 22. Jänners 1916 veröffentlichte Blumenthal darin eine Erzählung mit dem Titel „Der Tod in Gorlice“.³⁷⁰ Und in

³⁶⁵ Fingerhann, Jakob: Hermann Blumenthal und sein Werk, in: Jüdische Volksstimme, 20.12.1911, S. 10.

³⁶⁶ Vgl. Triebnigg, Ella: Rezension zu "Prinzessin Sabbath", in: Badener Zeitung, 29.01.1910, S. 6.

³⁶⁷ Blumenthal, Hermann: Wanderungen in den Ost-Karpathen, in: Wiener Abendpost, 05.03.1914, S. 1f. und Blumenthal, Hermann: Zur Geschichte des Petroleums, in: Wiener Abendpost, 18.06.1915, S. 2.

³⁶⁸ Blumenthal, Hermann: Sieben gute Jahre, in: Jüdische Volksstimme, 02. 05. 1912, S. 1f.

³⁶⁹ Blumenthal, Hermann: Ein Original, in: Die Muskete, 05.10.1916, S. 2 und Blumenthal, Hermann: Die Elfjährige, in: ebd.

³⁷⁰ Blumenthal, Hermann: Der Tod in Gorlice, in: Wiener Illustrierte Zeitung, 22.01.1919, S. 9f.

der Ausgabe vom 13. November 1915 druckte die Zeitung eine Probe des Erzählbands „Galizien. Der Wall im Osten“ ab.³⁷¹

Das in dieser Diplomarbeit analysierte Werk Blumenthals erfuhr demnach eine gewisse Aufmerksamkeit durch die Öffentlichkeit. Inserate des Buches finden sich in verschiedenen Zeitungen, beispielsweise im „Tiroler“.³⁷² Das „Fremden-Blatt“ rezensierte:

„Der Wall im Osten betitelt Hermann Blumenthal seine neuesten Kriegserzählungen. Sehr interessant und packend schildert der Autor höchst aktuelle Ereignisse in realistischer Weise. Schauerliche und doch spannende Erlebnisse vom Schauplatz unserer blutigen Schlachten im Nordosten, darunter der große Verrat der russophilen Partei, die grenzenlose Aufregung und eilige Flucht der Bewohner bei Herannahen des Feindes, die nach seinem Einzug vollbrachten Greuel und Schandtaten usw. - Ein sehr klug gewähltes Thema führt uns der Dichter in prächtigem Rahmen vor.“³⁷³

Bemerkenswert an dieser Rezension ist die Betonung der Aktualität und der Realitätsnähe. Auch die Thematiken, die der Rezensent beispielhaft aufzählt, sprechen für eine Rezeption im Sinne eines Tatsachenberichts. Der literarische Aspekt steht dem politischen hintan. Analog zu dieser Rezension konnte in der Analyse des Werks eine ähnliche Reihung an Prioritäten nachgewiesen werden. Die beiden ausgewählten Erzählungen spiegeln durch verschiedene Kunstgriffe genau diesen Anspruch auf wirklichkeitsnahe Darstellungen der Ereignisse in Galizien wieder.

In der Analyse zu Sternbachs Erzählband hingegen wurde der literarische Charakter des Werks betont, was sich ebenfalls in der zeitgenössischen Rezeption anhand verschiedener Zeitungen zeigt. „Neues Frauenleben“ rezensierte das Werk in diesen Worten:

"Das kleine Werk enthält Skizzen. Charakterköpfe: galizische Bauern, Kosaken, russische Soldaten, hingeworfen auf eine düstere Leinwand des unsagbaren Elends der galizisch-jüdischen Bevölkerung während der Russeninvasion. Die Sprache, stellenweise ungewöhnlich schön, ist schon ein Ahnen des ‚Menschlich-Unmenschlichen‘, das uns aus dem Buche mit seltsam-bezwingendem Blick anstarrt. Manche Skizzen muten chassidisch an: das tiefe Gotterleben im Menschen. Das kleine Buch wird so zum Erlebnis, bei welchem man ganz still, ganz in sich gedrungen wird.“³⁷⁴

Die Literarizität Sternbachs Werk schlägt sich auch in der Kritik nieder. Während bei der Besprechung des Werks von Blumenthal die Thematik hervorgehoben wurde, liegt hier der

³⁷¹ Leseprobe zu „Galizien. Der Wall im Osten“, in: Wiener Illustrierte Zeitung, 13.11.1915, S. 10f.

³⁷² Inserat zu "Galizien. Der Wall im Osten", in: Der Tiroler, 19.09.1915, S. 7.

³⁷³ Rezension zu „Galizien. Der Wall im Osten“, in: Fremden-Blatt, 29.08.1915, S. 20.

³⁷⁴ Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Neues Frauenleben, Nov.-Dez. 1917, S. 248.

Fokus auf die Verfasstheit des Textes. Für die Rezeption des Buches als vorrangig literarisches Werk sprechen die Leinwand-Metapher, die Akzentuierung der Sprache und ihrer Funktion, als auch die Wirkung des Werkes. Mit dem Begriff der „Charakterköpfe“ wird der Differenziertheit des Texts folgegeleistet.

Wilhelmine Frankl-Rank schrieb im „Salzburger Volksblatt“, datiert vom 08.03.1917:

„Der Verfasser, in Galizien geboren und daselbst lebend, schildert in seinen scharf aufgefassten und trotz des grausigen Stoffes anziehend dargestellten Skizzen ein Stück Kriegergeschichte richtiger gesagt Raub- und Mordgeschichte. Seine Art zu schreiben erinnert an seinen berühmten Landsmann Karl Emil Franzos. Die Handlung, vom kulturhistorischen Hintergrund sich abhebend, führt vorwiegend jüdisch-bäuerliche Typen vor, Menschen, die unter der Russenwillkür dulden und jubeln. Der Jubel bezieht sich allerdings nur auf die verblendeten ruthenischen Bauern, die in hoffnungstrunkener Rührung sich zurufen: 'Väterchen (der Zar) kommt und die Sonne mit ihm' und den Kosaken als Brüderchen und Herzchen begrüßen. Über all dem Elend weinen Herz und Seele und verzagen, bis endlich mit dem Frühling die Befreier von den Karpathen niedersteigen: Die Deutschen, die Steirer, die Honveds... Diese Skizzen sind nicht etwa nur Berichte, sondern erlebte Tatsachen und psychologisch durchgeführte Vorgänge, erlebte Tragik, die als reife Kunst aus Hermann Sternbachs Feder fließt. Von kleinem Umfang nur, doch von umso ausgiebigerem Inhalt ist das bemerkenswerte Buch.“³⁷⁵

Auch diese Rezension würdigt den literarischen Gehalt des Erzählbands, nämlich durch den Hinweis, dass der schreckliche Inhalt „anziehend“ wiedergegeben wird. Der Verweis auf Franzos ist ebenso als Kompliment für die Qualität des Werks zu interpretieren, wie das Lob des Texts als „reife Kunst“. Schwerer als in der vorherigen Rezension wiegt hier bereits der Aspekt der Wahrheitstreue, die mit der Klassifizierung des Inhalts als „erlebte Tatsachen“ proklamiert wird.

Die Beschreibung des Erzählbands als etwas, das über den Charakter eines reinen Berichts hinausgeht, finden sich auch in anderen Stimmen zum Werk:

„Hermann Sternbachs Aufzeichnungen aus einem galizischen Landstädtchen mit vorwiegend jüdisch-bäuerlichen Typen, das durch Monate den Kosaken preisgegeben war, sind von meisterhafter Schlichtheit der Schilderung, die herzerschütternd wirkt. Wer nur eine dieser Skizzen liest, weiß, dass es mehr als der üblichen Kriegsberichte bedarf, uns den grenzenlosen Jammer eines zerpeitschten Landes menschlich nahe zu bringen.“³⁷⁶

³⁷⁵ Frankl-Rank, Wilhelmine: Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Salzburger Volksblatt, 08.03.1917, S. 6.

³⁷⁶ Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Prager Abendblatt, 17.04.1917, S. 5 und Teplitz-Schöner Anzeiger, 10.02.1917, S. 7.

Die literarische Verfasstheit wird als Strategie begriffen, die Geschehnisse in Galizien für den Leser erfahrbar zu machen. Die Literarizität von Sternbachs „Wenn die Schakale feiern“ wurde also auch von der zeitgenössischen Rezeption besonders betont und der nackten Darstellung der Geschehnisse als vorrangig bewertet.

Die Rezensionen korrespondieren so mit der oben aufgestellten Erkenntnis, dass sich Blumenthal als eine Art Bote inszenierte, während Sternbach Literat blieb. Was anhand der Beschaffenheit der Texte in der vorliegenden Diplomarbeit eruiert wurde, wurde demnach von der zeitgenössischen Öffentlichkeit ähnlich wahrgenommen.

Obwohl die Realitätsnahe der literarischen Qualität hintangestellt ist, wurde Sternbachs Werk eine Authentizität nicht aberkannt, wie etwa diese Stimme zum Buch belegt: „Schilderungen aus einem ostgalizischen Landstädtchen, so schaurig, dass man sie für erdichtet halten möchte - und so voll Wirklichkeitsatem, dass man an ihrer Wahrheit nicht zweifeln kann.“³⁷⁷

Abseits der Rezensionen gibt es, genauso wie für Blumenthals „Galizien. Der Wall im Osten“, in verschiedenen Zeitungen unkommentierte Anzeigen für das Werk, etwa im „Neuen Wiener Abendblatt“.³⁷⁸ Und wie bei Blumenthal wurde auch Sternbachs Buch in Auszügen in der Presse veröffentlicht. Das „Montagsblatt aus Böhmen“ druckte am 24. April 1916 das Kapitel „Man wusste nicht, wessen das Morgen war“ ab.³⁷⁹ Wie für Blumenthal kann demnach auch für Sternbach eine breite öffentliche Wahrnehmung für sein Werk angenommen werden.

Gänzlich anders verhält es sich mit den „selbsterlebten Schilderungen“ Simon Spunds. Die Spärlichkeit an Informationen, die bereits im entsprechenden einführenden Unterkapitel zum Autor thematisiert wurde, zeigt sich bei der Frage nach der Rezeption des Autors abermals. Spunds „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislaw“ scheint anhand der Recherche mit dem Online-Dienst „Anno“ nicht nennenswert rezipiert worden zu sein. Die Suche ergab weder Würdigungen Spunds als Autor, noch Rezensionen zum Werk. Es fanden sich nur Ankündigungen in der „österreichisch-ungarischen Buchhändler-Correspondenz“, dem „Neuen Wiener Abendblatt“ und dem „Prager Tagblatt“.³⁸⁰

Hervorzuheben sind lediglich die Nennungen des Verlags in der „Buchhändler-Correspondenz“ und im „Neuen Wiener Abendblatt“. Demnach wurde Spunds Buch, neben dem Selbstverlag in Budweis, auch im Wiener Richard Löwit Verlag veröffentlicht, dessen Schwerpunkt auf

³⁷⁷ Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Armeebblatt, 17.03.1917, S. 7 und Danzer's Arme-Zeitung, 15.03.1917, S. 8.

³⁷⁸ Inserat zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Neues Wiener Abendblatt, 12.02.1917, S. 4.

³⁷⁹ Sternbach, Hermann: Man wusste nicht, wessen das Morgen war, in: Das Montagsblatt aus Böhmen, 24.04.1916, S. 18f.

³⁸⁰ Inserat zu „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislaw“, in: Neues Wiener Abendblatt, 19.07.1915, S. 4, Österreichisch-ungarische Buchhändler-Correspondenz, 28.07.1915, S. 1 und Prager Tagblatt, 29.08.1915, S. 14.

Judaica lag.³⁸¹ Dieser Umstand lässt Rückschlüsse auf das primäre Publikum zu, welche wiederum in der Widmung des Werks bestätigt werden. In der spezifischen Zielgruppe kann ein Grund für die geringere öffentliche Rezeption liegen.

Blumenthals Erzählband „Galizien. Der Wall im Osten“ erschien mit dem Georg Müller Verlag hingegen in einem Haus, welches mit seinen Publikationen ein weiteres Feld absteckte.³⁸² Und auch für den Weckruf Verlag, in welchem Sternbachs „Wenn die Schakale feiern“ erschien, können anhand einer Sichtung des Programms Veröffentlichungen im Interesse einer größeren Öffentlichkeit angenommen werden. Der Verlag publizierte besonders Lyrik, teilweise mit Kriegsthematik.³⁸³

9. Zusammenfassung

In der Diplomarbeit konnte gezeigt werden, dass sich Galizien aktuell eines gesteigerten Interesses erfreuen kann. Dafür wurden verschiedene Artikel in Zeitungen genauso ins Treffen geführt wie die Institutionalisierung des Themas an der Universität Wien. Auch die entsprechende Ausstellung im Wien Museum diente als Beleg. Als eine Ursache für diese Entwicklung wurde das generelle Interesse an der Ukraine und ihrer Literatur genannt, nachdem sie lange als „terra incognita“ im Westen Europas wenig Beachtung erfuhr.

Für die Auseinandersetzung mit Galizien ist das Element der Mythisierung zentral. Dessen Ursprung wurde in erster Linie in der Literatur Galiziens verortet, worauf die spezifische Galizienliteratur thematisiert wurde. Trotz ihres multilingualen Charakters basiert sie auf einem Repertoire an typischen Thematiken. Eine davon ist die Stilisierung des Raums als multiethnische Idylle, beziehungsweise des österreichischen Kaisers als gerechten Herrscher. Vor allem für jüdische Schriftstellerinnen und Schriftsteller aus Galizien sind diese Narrative relevant. Sie sind auch in erster Linie von Interesse, wenn es um die deutschsprachige Literatur aus Galizien geht.

Anhand der historischen Kontextualisierung wurde jedoch offensichtlich, dass die harmonische Wahrnehmung Galiziens ein Trugschluss ist. Im Gegenteil konnte nachgewiesen werden, dass sich die Gräben zwischen den Volksgruppen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs kontinuierlich vertieften, ehe der Streit zwischen Polen und Ukrainern um eigene

³⁸¹ Vgl. Aufsatz „Verlag Richard Löwit“, in: http://verlagsgeschichte.murrayhall.com/?page_id=370

³⁸² Vgl. Steckbrief „Georg Müller Verlag“, in: <http://www.buntpapier.org/anwendungsformen/buchreihe-georg-mueller-verlag.html>

³⁸³ Vgl. z.B. Salm, Carl: Geist der Tat. Ausgewählte Kriegsgedichte, Weimar 1916.

Nationalstaaten mit dem Zusammenbruch der Monarchie in kriegesischen Auseinandersetzungen ausgefochten wurde.

Mit dem Ersten Weltkrieg verknüpften beide Volksgruppen noch entsprechende Hoffnungen. Gezeigt wurde dies anhand des Antemurale-Diskurses, der um Forderungen nach eigenen Nationalstaaten ergänzt wurde. Der Antemurale-Diskurs wurde ferner als zentrales Thema der Kriegspropaganda ausgewiesen. In diesem erscheint Galizien als Schutzwall, der die Zivilisation vor der Barbarei im Osten schützt. Als weitere wichtige Aspekte der zeitgenössischen Propaganda wurden die Stilisierung des Kriegs als „heilig“, die Beschwörung einer Schicksalsgemeinschaft und die Denunzierung der gegnerischen Interessen aufgeführt. Schriftsteller und Intellektuelle leisteten einen erheblichen Beitrag zur Aufrüstung der Worte. Literatur als Propaganda wurde im Kriegspressequartier institutionalisiert.

Auch für jüdische Autoren war der Erste Weltkrieg von literarischem Interesse. Für die Erforschung jüdischer Kriegserzählungen wurden zwei wesentliche Perspektiven dargestellt. Während Schuster diese Texte als epistemologische Instrumente nutzt, fordert Ernst eine diskursive Kontextualisierung ein. Die Frage nach der historischen Akkurateesse stellt sie zugunsten der Frage nach diskursiven Anknüpfungspunkte und der Generierung von Sinn hintan. Auch die vorliegende Diplomarbeit verfolgte im Anschluss nicht in erster Linie die Absicht, den gewählten Textkörper hinsichtlich seiner historischen Authentizität zu untersuchen, sondern zwischen den Diskursen Mythos und Propaganda zu verorten.

Für Blumenthals „Galizien. Der Wall im Osten“ konnten anhand der gewählten Erzählungen sowohl mythische, als auch propagandistische Elemente nachgewiesen werden. Abgesehen von den als verführt entschuldigten ruthenischen Bauern wird keine nennenswerte Ablehnung der Monarchie artikuliert. Im Gegenteil wird durch das Band der Loyalität zu Österreich eine galizische Schicksalsgemeinschaft beschworen. Österreich zeichnet sich ferner durch Recht und Gerechtigkeit aus, womit beide Aspekte des Mythos gegeben sind.

Der Mythos ist bei Blumenthal jedoch zugleich propagandistisch konnotiert. Er konterkariert Russland, welches mit Willkür, Aggression und dem Bösen besetzt ist. Ferner nimmt Blumenthal stark auf den Antemurale-Diskurs Bezug, glorifiziert stellenweise den Krieg gegen Russland und diffamiert dessen Kriegsziele. Der Erzählband ist dementsprechend stark propagandistisch gefärbt.

Wie gezeigt wurde, proklamieren verschiedene Kunstgriffe in Blumenthals Werk eine Authentizität, die von der zeitgenössischen Rezeption auch so wahrgenommen wurde. Dieser Umstand erhärtet die Beurteilung des Texts als den, mit dem höchsten propagandistischen Potenzial, zusätzlich.

Spunds „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislaw“ erfüllt die Definition des Mythos nur hinsichtlich der Verehrung von Monarchie und Kaiser. Die Ruthenen und Polen erscheinen als Verräter sui generis. Lediglich die Juden verkörpern die Loyalität zu Österreich. Obwohl sich die Darstellungen der Raub- und Mordzüge der Bauern und Kosaken besonders drastisch ausnehmen, wurde in der Analyse dafür plädiert, dies der persönlichen Betroffenheit und weniger einer propagandistischen Absicht zuzuschreiben. Gleichzeitig wurde jedoch argumentiert, dass der Text dennoch nicht frei von politischem Kalkül ist. Er ist eine Legitimationsschrift für die Juden als staatstragende Bevölkerungsgruppe der Monarchie. Eine Ausnahme im Text stellte der Aufruf Spunds Vater in seiner Zeitung dar. Dieser erfüllt alle Charakteristika typischer Propaganda, wie sie in der Arbeit herausgearbeitet wurden.

Die geringe zeitgenössische Rezeption des Textes wurde ebenfalls thematisiert. Die ausgemachte Zielgruppe als vorrangig jüdisch bestärkt die Beurteilung des Werks als weniger propagandistisch als Blumenthals. Die erbauende Komponente, die Spund selbst im Text beteuert, scheint vorrangig zu sein.

Hermann Sternbachs „Wenn die Schakale feiern“ schließlich erfüllt die Mythos-Definition auch nur in seiner zweiten Dimension. Die Gesellschaft ist von Beginn an gekennzeichnet durch das sozioökonomische Ungleichgewicht zwischen den Bevölkerungsgruppen. Auffällig war die Differenziertheit, mit der Sternbach diese thematisiert. Selbst die russische Gegenseite stellt Sternbach facettenreich dar. Die Habsburgermonarchie wird ein weiteres Mal als gerecht stilisiert.

Die propagandistische Aufladung des Texts ist durch die widersprüchliche Darstellung der Russen und die Erklärungsversuche weit geringer als bei Blumenthal. Auch anderweitige politische Intentionen wie bei Spund sind in Sternbachs Werk dem literarischen Anspruch nachgereiht. Die zeitgenössische Rezeption bestätigt diese Einschätzung.

Zusammenfassend kann konstatiert werden, dass der typische Mythos von Galizien, wie er uns bei Joseph Roth vor allem begegnet, in den jüdischen Kriegserzählungen noch nicht vollständig ausgebildet ist, beziehungsweise propagandistisch vereinnahmt wird. Die Verehrung der Monarchie muss vor dem Hintergrund des Kriegs in erster Linie noch als politische Agenda interpretiert werden und nicht als literarisches Sujet. Der Mythos von Galizien ist in den analysierten Beispielen so zwar in Teilen bereits angelegt, seine ganze Wirkkraft entfaltet er aber erst in zeitlicher Distanz zur Monarchie.

Eine Erklärung hierfür bietet Schuster an. Vom Ausbruch des Kriegs, über die Ankunft der Kosaken, der russischen Besetzung und dem Zusammenbruch der Monarchie, bis hin zu den ausbrechenden Nationalitätenkonflikten mit seinen Pogromen verschlimmerte sich die

Situation der Juden Galiziens kontinuierlich. Erst diese immer schrecklicheren Erschütterungen der jüdischen Lebenswelt lassen das österreichische Galizien in der Retrospektive als die multikulturelle und friedliche Idylle erscheinen, die das Kronland nie war.³⁸⁴

³⁸⁴ Vgl. Schuster: Das multikulturelle Galizien, S. 545.

10. Literatur

10.1. Primärliteratur

Blumenthal, Hermann: Galizien. Der Wall im Osten, München 1915.

Bromberg-Witkowski, Sigmund: Juden Lembergs unter der Russenherrschaft, Wien 1917.

Franko, Ivan: Pir'ja, 1882, in: <http://www.i-franko.name/uk/Verses/ZVershynINyzyn/ZhydivskiMelodiji/Pirja.html>

Guttry, Aleksander von: Galizien. Land und Leute, München u. Leipzig 1916.

Przybyszewski, Stanisław: Polen und der Heilige Krieg, München 1916.

Salm, Carl: Geist der Tat. Ausgewählte Kriegsgedichte, Weimar 1916.

Spund, Simon: Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislau. Selbsterlebte Schilderungen, Budweis 1915.

Sternbach, Hermann: Wenn die Schakale feiern. Skizzen aus der Russenzeit in Galizien, Weimar 1917.

Verax: Der Weltkrieg und das ukrainische Problem, Wien 1915.

Weber, Julius: Die Russentage in Czernowitz, Czernowitz 1915.

10.2. Sekundärliteratur

Batowski, Henryk: Die Polen, in: Wandruszka, Adam u. Urbanitsch, Peter (Hrsg.): Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Band III. Die Völker des Reiches, 1. Teilband, Wien 1980, S. 522-554.

Bihl, Wolfdieter: Die Juden, in: Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Band III. Die Völker des Reiches, 2. Teilband, Wien 1980, S. 880-948.

Bihl, Wolfdieter: Die Ruthenen, in: Wandruszka, Adam u. Urbanitsch, Peter (Hrsg.): Die Habsburgermonarchie 1848-1918, Band III. Die Völker des Reiches, 1. Teilband, Wien 1980, S. 555-584.

Buchen, Tim: Antisemitismus in Galizien. Agitation, Gewalt und Politik gegen Juden in der Habsburgermonarchie um 1900, Berlin 2012.

Ernst, Petra: Galizien im Ersten Weltkrieg im Spiegel deutschsprachig-jüdischer Literatur und Publizistik. Geschichte und Erzählung, in: Bachinger, Bernhard u. Dornik, Wolfram (Hrsg.): Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext, Innsbruck 2013, S. 413-436.

Faes, Dorothea: Zwischen Vielvölkerreich und Nationalstaat. Das galizische Judentum zwischen 1880 und 1920, Diplomarbeit, Wien 2009, S. 75-78.

Fries, Helmut: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Band I: Die Kriegsbegeisterung von 1914. Ursprünge – Denkweisen – Auflösung, Konstanz 1994.

Fries, Helmut: Die große Katharsis. Der Erste Weltkrieg in der Sicht deutscher Dichter und Gelehrter. Band II: Euphorie – Entsetzen – Widerspruch. Die Schriftsteller 1914-1918, Konstanz 1995.

Himka, John-Paul: Dimensions of a Triangle. Polish-Ukrainian-Jewish Relations in Austrian Galicia, in: Bartal, Israel u. Polonsky, Antony (Hrsg.): Focusing on Galicia. Jews, Poles and Ukrainians 1772-1918, London u. Portland 1999, S. 25-48.

Ikenaga, Mamiko: Die Ghattogeschichten von Hermann Schiff und Hermann Blumenthal, Frankfurt a. M. u. a. 2001.

Isaievyeh, Iaroslav: Galicia and Problems of National Identity, in: Robertson, Ritchie u. Timms, Edward (Hrsg.): The Habsburg Legacy. National Identity in Historical Perspective, Edinburgh 1994, S. 37-45.

Holzer, Anton: Das Lächeln der Henker. Der unbekannte Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914-1918, Darmstadt 2014.

Jobst, Kerstin Susanne: Geschichte der Ukraine, Stuttgart 2010.

Jobst, Kerstin S.: Arrangement und Konfrontation. Die „nationale Frage“ in Galizien, in: Purchla, Jacek u. a. (Hrsg.): Mythos Galizien, Wien 2015, S. 147-150.

Kaps, Klemens: Peripherisierung der Ökonomie, Ethnisierung der Gesellschaft. Galizien zwischen äußerem und innerem Konkurrenzdruck (1856-1914), in: Doktoratskolleg Galizien (Hrsg.): Galizien. Fragmente eines diskursiven Raums, Innsbruck u.a. 2009, S. 37-62.

Kaszyński, Stefan H.: Österreich und Mitteleuropa. Kritische Seitenblicke auf die neuere österreichische Literatur, Poznań 1995.

Maner, Hans-Christian: Galizien. Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert, München 2007.

Reichel, Walter: Medien. Verwaltung 1914-1918. Das k.u.k. Kriegspressequartier, in: Colpan, Sema u. a. (Hrsg.): Kulturmanöver. Das k.u.k. Kriegspressequartier und die Mobilisierung von Wort und Bild, S. 17-33.

Rump, Hans-Christian (Hrsg.): Galizien-Bukowina. Eine historische Landschaft und ihre Dichter, Wangen 2004.

Schattkowsky, Ralph u. a.: Kirche und Nation. Westpreußen, Galizien und die Bukowina zwischen Völkerfrühling und Erstem Weltkrieg, Hamburg 2009.

Schuster, Frank Michael: Das multikulturelle Galizien. Die Entstehung eines Mythos während des Ersten Weltkrieges, in: *Kwartalnik Historii Żydów* 04, 2004, S. 532-545.

Schuster, Frank M.: „Was hat der Krieg zwischen Zar und Kaiser mit uns zu tun?“. Osteuropäische Juden während des Ersten Weltkriegs, in: Eisfeld, Alfred u. a. (Hrsg.): Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die deutsche, jüdische, polnische und ukrainische Zivilbevölkerung im östlichen Europa, Essen 2013, S. 57-86.

Struve, Kai: Bauern und ukrainische Nation in der Habsburgermonarchie und im Zarenreich, in: Kappeler, Andreas (Hrsg.): Die Ukraine. Prozesse der Nationsbildung, Köln u.a. 2009, S. 159-174.

Traub, Rainer: Der Krieg der Geister, in: Burgdorff, Stephan u. Wiegrefe, Klaus (Hrsg.): Der Erste Weltkrieg. Die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, München 2004, S. 44-53.

Wendland, Anna Veronika: Die Russophilen in Galizien. Ukrainische Konservative zwischen Österreich und Russland 1848-1915.

Woldan, Alois u. Simonek, Stefan (Hrsg.): Europa Erlesen. Galizien, Klagenfurt 1998.

Woldan, Alois (Hrsg.): Europa Erlesen. Lemberg, Klagenfurt 2007.

Woldan, Alois: Vorwort, in: Bachleitner, Norbert u.a. (Hrsg.): Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext. Beiträge zu einer Galizienliteratur, Frankfurt am Main 2015, S. 5-6.

Woldan, Alois: Mehrsprachigkeit in den Literaturen Galiziens, in: Bachleitner, Norbert u.a. (Hrsg.): Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext. Beiträge zu einer Galizienliteratur, Frankfurt am Main 2015, S. 81-97.

Woldan, Alois: Lemberg als Ort der Erinnerung, in: Bachleitner, Norbert u.a. (Hrsg.): Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext. Beiträge zu einer Galizienliteratur, Frankfurt am Main 2015, S. 151-169.

Woldan, Alois: Hermann Blumenthal im Kontext der polnischen und ukrainischen Literatur, in: Bachleitner, Norbert u.a. (Hrsg.): Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext. Beiträge zu einer Galizienliteratur, Frankfurt am Main 2015, S. 297-309.

Wolff, Larry: Die Juden Galiziens in der politischen Kultur des Habsburgerreichs. Kaiserliche Mythologien und provinzielle Identitäten, in: Purchla, Jacek u. a. (Hrsg.): Mythos Galizien, Wien 2015, S. 83-91.

10.3. Internetquellen

Artikel „Kobzars“, in: Encyclopedia of Ukraine, in:

<http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CK%5CO%5CKobzars.htm>

Artikel „National Democratic Party“, in: Encyclopedia of Ukraine, in:

<http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CN%5CA%5CNationalDemocraticparty.htm>

Artikel „Prosvita“, in: Encyclopedia of Ukraine, in:

<http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CP%5CR%5CProsvita.htm>

Artikel „Russophiles“, in: Encyclopedia of Ukraine, in:
<http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CR%5CU%5CRussophiles.htm>

Artikel „Western Ukrainian Populism“, in: Encyclopedia of Ukraine, in:
<http://www.encyclopediaofukraine.com/display.asp?linkpath=pages%5CP%5CO%5CPopulismWesternUkrainian.htm>

„Aufruf an die Kulturwelt“, in: <http://www.nernst.de/kulturwelt.htm>

Aufsatz „Verlag Richard Löwit“, in: http://verlagsgeschichte.murrayhall.com/?page_id=370

Biographie „Hermann Sternbach“, in:
http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_S/Sternbach_Hermann_1880_1942.xml

Biographie „Ottocar Stauf von der March“, in:
http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_S/Stauf_Ottokar_1868_1941.xml

Birenbaum, Halina: Poems before and within the flood, in:
<http://www.zchor.org/birenbaum/poemy.htm#szymon2>

Eintrag „Hermann Blumenthal“, in Opfersuche des Dokumentationsarchives des österreichischen Widerstandes, in: <http://www.doew.at/>

Eintrag „Szymon Spund“ in zentraler Datenbank zu den Schoah-Opfern, in:
https://yvng.yadvashem.org/index.html?language=en&s_lastName=spund&s_firstName=simon&s_place=

Huber, Michael: "Mythos Galizien". Europas wilder, gebeutelter Osten, in:
<https://kurier.at/kultur/mythos-galizien-europas-wilder-gebeutelte-osten/121.481.627>

Homepage der Ausstellung „Mythos Galizien“, in: <http://www.wienmuseum.at/de/aktuelle-ausstellungen/ansicht/mythos-galizien.html>

Homepage des Doktorratskollegs „Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe“, in: <https://dk-galizien.univie.ac.at/home/>

Inserat zu „Holzman, Koppel: Ziemia bez Boga“, in: <http://ksiazki.antykwariat.biz/object/index/id/51963>

Lessing, Lukas: Galizien. Reise zum Mittelpunkt Europas, in: <http://www.geo.de/reisen/reiseziele/8690-rtkl-galizien-reise-zum-mittelpunkt-europas>

Małodobry, Agata: Maria Jarema (Kolekcja Muzeum Narodowego w Krakowie), Krakau 2008, in: http://www.bosz.com.pl/resources/Maria_Jarema.pdf

Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867, in: <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10000006>

Steckbrief „Georg Müller Verlag“, in: <http://www.buntpapier.org/anwendungsformen/buchreihe-georg-mueller-verlag.html>

Sznaider, Natan: Traumrepublik Galizien. Die Ukraine und ihre Vergangenheit, in: <http://www.tagesspiegel.de/politik/die-ukraine-und-ihre-vergangenheit-traumrepublik-galizien/14561254.html>

Veröffentlichungen Simon Spunds, in: <http://www.worldcat.org/identities/viaf-12673674/>

10.04. Zeitgenössische Zeitungsquellen

Fingermann, Jakob: Hermann Blumenthal und sein Werk, in: Jüdische Volksstimme, 20.12.1911, S. 10, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=jvs&datum=19111220&seite=10&zoom=33&query=%22Hermann%2BBlumenthal%22&ref=anno-search>

Blumenthal, Hermann: Sieben gute Jahre. Eine volkstümliche Erzählung, in: Jüdische Volksstimme, 02. 05. 1912, S. 1f., in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=jvs&datum=19120502&seite=1&zoom=33&query=%22hermann%2Bblumenthal%22&ref=anno-search>

Blumenthal, Hermann: Wanderungen in den Ost-Karpathen, in: Wiener Abendpost, 05.03.1914, S. 1f., in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=wrz&datum=19140305&seite=23&zoom=33&query=%22hermann%2Bblumenthal%22&ref=anno-search>

Blumenthal, Hermann: Zur Geschichte des Petroleums, in: Wiener Abendpost, 18.06.1915, S. 2, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=wrz&datum=19150618&seite=14&zoom=33&query=%22hermann%2Bblumenthal%22&ref=anno-search>

Blumenthal, Hermann: Die Elfjährige, in: Die Muskete, 05.10.1916, S. 2, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=mus&datum=19161005&seite=2&zoom=33&query=%22hermann%2Bblumenthal%22&ref=anno-search>

Blumenthal, Hermann: Ein Original, in: Die Muskete, 05.10.1916, S. 2, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=mus&datum=19161005&seite=2&zoom=33&query=%22hermann%2Bblumenthal%22&ref=anno-search>

Blumenthal, Hermann: Der Tod in Gorlice, in: Wiener Illustrierte Zeitung, 22.01.1919, S. 9f., in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=wiz&datum=19160122&seite=10&zoom=33&query=%22hermann%2Bblumenthal%22&ref=anno-search>

Frankl-Rank, Wilhelmine: Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Salzburger Volksblatt, 08.03.1917, S. 6, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=svb&datum=19170308&seite=6&zoom=33&query=%22schakale%2Bfeiern%22&ref=anno-search>

Inserat zu „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislau“, in: Neues Wiener Abendblatt, 19.07.1915, S. 4, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nwg&datum=19150719&seite=22&zoom=33&query=%22spund%22&ref=anno-search>

Inserat zu „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislau“, in: Österreichisch-ungarische Buchhändler-Correspondenz, 28.07.1915, S. 1, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=obc&datum=19150728&seite=1&zoom=33&query=%22correspondenz%22&ref=anno-search>

Inserat zu „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislau“, in: und Prager Tagblatt, 29.08.1915, S. 14, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=ptb&datum=19150829&seite=14&zoom=33&query=%22spund%22&ref=anno-search>

Inserat zu "Galizien. Der Wall im Osten", in: Der Tiroler, 19.09.1915, S. 7, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=dti&datum=19150919&seite=7&zoom=33&query=%22wall%2Bim%2Bosten%22&ref=anno-search>

Inserat zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Neues Wiener Abendblatt, 12.02.1917, S. 4, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nwg&datum=19170212&seite=22&zoom=33&query=%22schakale%2Bfeiern%22&ref=anno-search>

Leseprobe zu „Galizien. Der Wall im Osten“, in: Wiener Illustrierte Zeitung, 13.11.1915, S. 10f., in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=wiz&datum=19151113&seite=10&zoom=33&query=%22wall%2Bim%2Bosten%22&ref=anno-search>

Rezension zu „Galizien. Der Wall im Osten“, in: Fremden-Blatt, 29. August 1915, S. 20, <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=fdb&datum=19150829&seite=20&zoom=33&query=%22hermann%2Bblumenthal%22&ref=anno-search>

Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Prager Abendblatt, 17.04.1917, S. 5, in:
<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=pab&datum=19170417&seite=5&zoom=33&query=%22hermann%2Bstermbach%22&ref=anno-search>

Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Teplitz-Schönauer Anzeiger, 10.02.1917, S. 7, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=tsa&datum=19170210&seite=7&zoom=33>

Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Danzer's Armee-Zeitung, 15.03.1917, S. 8, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=daz&datum=19170315&seite=8&zoom=33&query=%22hermann%2Bstermbach%22&ref=anno-search>

Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Armeeblatt, 17.03.1917, S. 7, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=abl&datum=19170317&seite=7&zoom=33&query=%22hermann%2Bstermbach%22&ref=anno-search>

Rezension zu „Wenn die Schakale feiern“, in: Neues Frauenleben, Nov.-Dez. 1917, S. 248, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=frl&datum=1917&page=250&size=45&qid=0ZLW4VU03O8E7YXEXEUOITWK09GALG>

Sternbach, Hermann: Man wusste nicht, wessen das Morgen war, in: Das Montagsblatt aus Böhmen, 24.04.1916, S. 18f., in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=mbb&datum=19160424&seite=18&zoom=33&query=%22hermann%2Bstermbach%22&ref=anno-search>

Triebnigg, Ella: Rezension zu "Prinzessin Sabbath", in: Badener Zeitung, 29.01.1910, S. 6, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=bzt&datum=19100129&seite=6&zoom=33&query=%22hermann%2Bblumenthal%22&ref=anno-search>

„Unser Programm und unser Wirken“, in: Polen. Wochenschrift für polnische Interessen, 01.01.1915, S. 1-4, in: <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno-plus?aid=pol&datum=1915&page=19&size=45>

Anhang: Abstract

Die vorliegende Diplomarbeit untersucht drei Kriegserzählungen jüdischer Urheberschaft aus Galizien. Diese sind namentlich Hermann Blumenthals „Galizien. Der Wall im Osten“, Simon Spunds „Die Schreckensherrschaft der Russen in Stanislau. Selbsterlebte Schilderungen“ und Hermann Sternbachs „Wenn die Schakale feiern. Skizzen aus der Russenzeit in Galizien“.

Die Arbeit leistet eine Definition des Mythos Galizien, eine historische Kontextualisierung und einen Umriss der Kriegspropaganda, besonders im Hinblick auf Galizien. Literaturwissenschaftliche Perspektiven auf das Thema jüdischer Kriegserzählungen werden dargelegt.

Der Analyse der gewählten Texte gehen Informationen zum jeweiligen Autor und zur literarischen Beschaffenheit des Textes voraus. Anschließend werden die Werke hinsichtlich ihres mythischen und propagandistischen Gehalts analysiert.

Zum Schluss gibt eine Darstellung zeitgenössischer Rezensionen Aufschluss über die Rezeption der drei Werke.